



IGP Dialog

Schriftenreihe
2015–2018

Inhalt

Präambel	4
Der K(r)ampf um den gedeckten Tisch	7
Gefahr oder Risiko – Gibt es einen Konsens über zumutbares Risiko?	17
Who feeds the world? Österreich zwischen regionaler Selbstversorgung und globalem Supermarkt	29
Zurück ins Paradies oder vorwärts in die Vergangenheit: Wie technophob ist Europa?	45
Selbstversorgung oder Selbstbetrug: Lügen wir uns selbst in die Tasche?	55

Präambel

Wir leben in einer Zeit, die von klimatischen sowie demografischen Veränderungen geprägt ist. Extremwetterereignisse, anhaltende Trockenheit, Schädlinge und Krankheiten nehmen konstant zu und üben einen enormen Druck auf unsere heimische, kleinstrukturierte Landwirtschaft aus. Gleichzeitig gilt es auf regionaler, europäischer sowie globaler Ebene eine immer größere Anzahl an Menschen mit qualitativ hochwertigen Lebensmitteln zu versorgen. Schätzungen der Vereinten Nationen gehen davon aus, dass die Weltbevölkerung bis zum Jahr 2050 auf 9,7 Milliarden Menschen ansteigen wird.

In Mitten dieses Wandels sind unsere österreichischen Landwirte gefordert, die Versorgung mit gesunden und hochwertigen Lebensmitteln sicherzustellen. Laut Grünem Bericht 2019 liegt die Eigenversorgung bei Getreide trotz aller Anstrengungen bei nur noch 86 Prozent, bei Gemüse bei 56 Prozent, bei Obst bei 40 Prozent und bei pflanzlichen Ölen bei 27 Prozent. Diese Situation wird durch Ernteausfälle, wie jene aus den Jahren 2018 und 2019, noch verschärft.

Pflanzenschutzmittel sind wesentlicher Teil der Lösung

Vor dem Hintergrund des Klimawandels und der sinkenden Biodiversität braucht es innovative Lösungsansätze für eine nachhaltige Landwirtschaft. Pflanzenschutzmittel sind ein essenzieller Teil dieser Lösung. Ihr Einsatz sorgt für die Produktion gesunder und hochwertiger Lebensmittel in ausreichender Menge und damit für den Erhalt der Lebensqualität in unserer Gesellschaft insgesamt.

Neben Ertragssicherung und Erhaltung der Selbstversorgungsfähigkeit Österreichs mit gesunden Nahrungsmitteln hat die Anwendung von Pflanzenschutzmitteln noch weitere positive Effekte: Durch den Einsatz von Herbiziden kann teilweise auf die mechanische Bodenbearbeitung verzichtet werden, was direkt zu einem geringeren CO₂-Ausstoß in der Landwirtschaft führt. Ebenso liefern mit Pflanzenschutzmitteln behandelte Felder deutlich höhere Erträge. Für die globale Lebensmittelversorgung werden daher weniger Kulturlächen benötigt und mehr Naturflächen bleiben als Lebensraum für Pflanzen und Tiere erhalten.

Landwirte brauchen das nötige Werkzeug für nachhaltige Produktion

Der Verlust von Flächen, die steigende Weltbevölkerung sowie klimatische Veränderungen üben einen enormen Druck auf die heimische Landwirtschaft aus. Um diesem Wandel zu begegnen und dabei die hohe Qualität der in Österreich produzierten Lebensmittel zu erhalten, brauchen Landwirte wirksame Werkzeuge. Wir erleben jedoch einen Trend, der den Produzenten wichtige Betriebsmittel – darunter vor allem Wirkstoffe für Pflanzenschutzmittel – entzieht. Das bereitet nicht nur den Landwirten selbst, sondern der Bevölkerung insgesamt Sorgen.

Fehlen wirksame Instrumente gegen die Vielzahl an Schadfaktoren, so fördert dies den Strukturwandel in der Landwirtschaft, da vor allem kleine Betriebe unter Ernteeinbußen leiden. Damit wird das Bauernsterben in Österreich beschleunigt und die Konzentration der Nahrungsmittelproduktion in Großbetrieben erhöht. Österreich und Europa sind in der Folge nicht mehr imstande, sich selbst mit einer ausreichenden Menge an Nahrungsmitteln zu versorgen, die Abhängigkeit von Importen steigt. Es ist jedoch völlig unklar, unter welchen ökonomischen, ökologischen und sozialen Aspekten in den Herkunftsländern produziert wird und ob diese Lebensmittel den ethischen und qualitativen Ansprüchen der Österreicher und Europäer genügen.

Mehr Aufklärung und Transparenz in Sachen Lebensmittelproduktion

Das Thema Lebensmittelproduktion wird leidenschaftlich diskutiert. Die Konsumenten haben einen starken persönlichen Bezug zum Thema und wollen wissen, woher ihre Lebensmittel kommen. Leider erleben wir in Mitten dieses emotionalen Diskurses immer wieder, wie bewusst unsachliche Informationen und „alternative Fakten“ in den Raum gestellt werden.

Die IndustrieGruppe Pflanzenschutz hat im Jahr 2015 den IGP Dialog ins Leben gerufen, um mit wichtigen Multiplikatoren und Meinungsbildnern sowie nationalen und internationalen Experten aktuelle und kommende agrarische Herausforderungen zu diskutieren. Es freut uns, dass sich die Veranstaltung in den vergangenen Jahren zu einem Fixpunkt im agrarischen Terminkalender entwickelt hat. Die Inhalte des IGP Dialoges werden in der vorliegenden Schriftenreihe zusammengefasst und dienen als Beitrag zu einem offenen und transparenten Agrardiskurs.

Gehen Sie mit guter fachlicher Information und starken Argumenten in Diskussionen in ihrem Umfeld – nutzen Sie unsere Schriftenreihe!

Christian Stockmar

Obmann IndustrieGruppe Pflanzenschutz

#01

2015

IGP Dialog

Der K(r)ampf um den gedeckten Tisch



Von links nach rechts: Josef Pröll, Franz Sinabell, Huem Otero, Siegrid Steinkellner, Johannes Abentung, Christian Stockmar

Martina Salomon, Chefredakteurin der Tageszeitung Kurier, führte durch den ersten IGP Dialog der IndustrieGruppe Pflanzenschutz zu einem Thema, das buchstäblich in aller Munde ist: der Krampf beziehungsweise Kampf um den gedeckten Tisch. Es wurde darüber gesprochen, wie es gelingt, auch künftig hoch qualitative und sichere Lebensmittel zu erzeugen. Dazu gab es eine emotionale Diskussion rund um die Gefahren und Herausforderungen.

- **Josef Pröll**
Vorstand Leipnik-Lundenburger Invest Beteiligungs AG
- **Christian Stockmar**
Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz
- **Johannes Abentung**
ehem. Direktor des Österreichischen Bauernbundes
- **Siegrid Steinkellner**
Leiterin der Abteilung Pflanzenschutz an der Universität für Bodenkultur Wien
- **Huem Otero**
ehem. Landwirtschaftssprecherin bei Greenpeace
- **Franz Sinabell**
Experte im WIFO



Josef Pröll
Vorstand Leipnik-Lundenburger Invest
Beteiligungs AG

Konsument verlangt absolute Sicherheit

Landwirtschaft muss Mindestanforderungen an Sicherheit und Hygiene sowie Vielfalt im Supermarktregal mit den verfügbaren Betriebsmitteln und Pflanzenschutzmaßnahmen leisten.

Die wichtigste Frage ist: Was haben die Menschen heute für einen Eindruck von der Landwirtschaft? Die Vermutung liegt nahe, dass die Gesellschaft im Wesentlichen von Anmutungen hinsichtlich unserer Landwirtschaft lebt. Doch wie erklären wir der breiten Masse die Technologielandwirtschaft? Das ist sowohl Aufgabe der Politik als auch der Industrie – und der Landwirtschaft selbst. Die Debatten sind überdies viel extrovertierter zu führen als bislang. Es geht etwa darum, wie vergleichsweise weltweit und wie in Österreich produziert wird. Wo sind die Unterschiede zwischen Nahrungsmitteln und Rohstoffen? Diese Fragen kommen oft viel zu kurz, thematisch ist man nämlich immer sehr schnell beim Preis. Da kann jeder mitreden: Gibt es eine Aktion im Verkaufsregal, so weiß das jeder. Von der Frage, wieso alles teurer wird, bis hin zu den agrarischen Rohstoffen und deren Verarbeitung wird alles debattiert. Der gesamte Diskurs steht, wenn wir die breite Bevölkerung hernehmen, vor einer komplett neuen Herausforderung, die uns Mut machen soll und muss.

Wenn man Österreich und Europa als Beispiel nimmt, werden wir vor allem mit den Veränderungen der Ernährungsgewohnheiten konfrontiert: Fleisch ist eindeutig rückläufig, Fisch zum Teil, Gemüse hingegen deutlich am Zunehmen. Die Menschen werden gesundheitsbewusster, teils sogar vegetarisch und vegan. Den Agrariern ist deshalb davon abzuraten, zu glauben, man könne diesen Trend brechen.

Sicherheit wird von Landwirten gewährleistet

Vielmehr müssen sich Landwirte der Frage stellen, wie und für wen wir produzieren können – in Anbetracht der Vielfalt dessen, was es an Angeboten am Markt gibt. Neben der Markeneinführung sind vor allem Vielfalt, Beimischungen oder Spezialitäten zu Riesenthemen geworden und werden dies auch weiterhin bleiben. Und genau hier liegt das Einkommenspotential für die Landwirtschaft.

Was verlangt der Konsument als Grundbasis?

Auch über diese Frage sehen wir gern locker hinweg, dabei hängt sie enorm mit Pflanzenschutz und den Technologien der Produktion zusammen. Der Konsument verlangt hygienisch wie gesundheitlich absolute Sicherheit. Es ist quasi selbstverständlich. Dabei sehen wir in den einzelnen Produktionszyklen ganz klar, dass dieser Anspruch primär von den Rohstofflieferanten aus der Landwirtschaft für die verarbeitende Industrie zu leisten ist. Es sind ganz klar sichere, gesunde und hygienisch einwandfreie Rohstoffe anzuliefern. Kann das der einzelne Bauer tun? Ja!

Landwirte brauchen die richtigen Instrumente

Ob er nun biologisch wirtschaftet oder konventionell, mit den Produktionstechniken, die ihm erlaubt sind, muss er dies einfach sicherstellen. Und dazu gehört auf konventioneller Ebene ein sorgsamer, effizienter Pflanzenschutzinsatz, beim Biobauern hingegen eine optimale Kulturführung samt Lagerung, damit ungewünschte Umstände wie Pilzbefall und ähnliches eben nicht eintreffen. Diese Mindestanforderung muss die Landwirtschaft einfach erfüllen. Entscheidend ist dabei aber auch der Dialog mit dem Gesetzgeber, da den Landwirten die richtigen Instrumente in die Hand gegeben werden müssen. Wie erwähnt geht es uns erstens zuerst einmal darum, hygienisch sichere

Nahrungsmittel produzieren zu können. Zweitens ist in unserer globalisierten Welt ohne Zweifel ein ganz klarer Trend in Richtung Regionalität zu vermerken. Wer Regionalität aber sofort mit typischen Produktionsmechanismen gleichsetzt, macht einen Fehler. Regionalität bedeutet nichts anderes, als sich die Frage nach räumlicher Herkunft zu stellen, was allerdings nichts über bestimmte Produktionstechniken aussagt. Oft wird Regionalität mit „so hat es meine Großmutter schon gemacht“ gleichgesetzt, diese verklärte Welt muss zurechtgerückt werden.

Fehlende Bindung führt zu „Geiz ist geil“-Mentalität

Der dritte Punkt, der die Gesellschaft zunehmend determiniert, ist die Frage, ob ich als Konsument die Auswahl habe. Ich persönlich halte nichts von Gesinnungsterror, nichts von denen, die meinen, nur mit Pflanzenschutz sei Selbstversorgung zu sichern. Ich halte aber genausowenig davon, zu sagen, dass diese Welt ausschließlich an bio gesunden wird. Wahlfreiheit dem Konsumenten – auf gesetzlicher Basis, hygienisch und gesundheitlich einwandfrei. Und Respekt gegenüber Andersdenkenden sowie das Ermöglichen der Wahlfreiheit. Der Konsument kennt diesen Unterschied zweifellos. Zwangssysteme sind fehl am Platz. Der vierte Punkt: günstig. „Geiz ist geil“ als ein Schlagwort aus der Medien- bzw. Elektronikbranche. Die Frage der Preisgestaltung ist so verführerisch, weil sie am einfachsten für uns alle diskutiert werden kann. Da kann jeder mitreden mit seinen ganz persönlichen Erfahrungen. Heute ist es doch so: Wenn ein Anbieter seinen Preis senkt, gehe ich künftig zu ihm, um anschließend wieder zu einem besseren Angebot zu wechseln. Bindungen der Vergangenheit, wie althergebrachte Handschlagsqualitätsbeziehungen, sind nicht mehr die, die sie früher einmal waren. Der Preis ist der bestimmende Faktor, aber er darf nicht zum allein seligmachenden Argument werden, vor allem nicht innerhalb der breiten Bevölkerung. Was will sie konkret haben? Zu welchem Preis und in welcher Qualität? Am besten aus der Region und vielleicht auch noch bio. Dieser Diskussion müssen wir uns alle gemeinsam stellen, die kann nicht agrarpolitisch diktiert werden. Der Markt hierfür ist schwer zu fassen, da er aus den Fugen ist, weil sich vieles erst im Entstehen befindet. Doch bin ich der felsenfesten Überzeugung, dass man mit einer guten Produktdifferenzierung in der Landwirtschaft und auch in der Industrie, genauer der Lebensmittelindustrie, sich die entsprechenden Margen holen kann, auch wenn dieser Weg schwierig scheint.

Zusammenfassend lauten die wesentlichen Schlagwörter also: regional, sicher, hygienisch, gesund und genügend Auswahl. Denn der Konsument möchte auch in Zukunft aus einer breiten Palette von konventionell bis bio wählen, wobei besonders im Preis-Leistungs-Verhältnis Erklärungsbedarf zu orten ist.

Volle Regale sind nicht selbstverständlich

Der fünfte und letzte Punkt ist ebenfalls ein ganz wesentlicher. Dabei sollten wir uns ein wenig aus Österreich und der EU „hinausdenken“, wenn es um die Frage geht: Ist es eigentlich selbstverständlich, genug zu essen zu haben? Nein, leider ist es das nicht. Denn wenn man weltweit oder europäisch bloß eine begrenzte Fläche zur Agrarproduktion hat, wird bald die nächste Frage aufkeimen: Wie wird es in Zukunft genug für alle zu essen geben, etwa vor dem Hintergrund der Fleischkonsumzunahme in Asien und all ihre Nachfolgeprobleme. Man tut sich schwer, diese Fragestellung ernst zu nehmen, wenn man im heimischen Supermarkt vor vollen Regalen steht. Doch auch diese vollen Regale sind nicht selbstverständlich. Und deswegen müssen wir auch darauf Antworten geben, ob der Pflanzenschutz eine realistische Option ist. Meiner Meinung nach ist er das.

Was ist mit der technologischen Entwicklung? Auch hier ist zu sagen, man sollte sich besser früher als später der modernen Technik stellen.

Abseits von hygienischen Verunreinigungen und all den damit zusammenhängenden Themen sind Fragen danach, was innerhalb der menschlichen Ernährung schädlich ist, deswegen verfehlt, weil es Folgendes suggeriert: „Iss kein Mehl oder Weißbrot mehr, und du wirst abnehmen. Tue dies und jenes, um abzunehmen oder gesünder zu leben.“ Und das verführt viele Menschen dazu, zu glauben, mit diesem singulären Zugriff gesundheitliche und persönliche Herausforderungen zu bewältigen. Doch die eigentliche Frage, die dahintersteht, ist hochkomplex – es ist von allem etwas. Mit Maß und Ziel genossen tut Weizen, Brot, Weißbrot, ein Glas Bier oder Wein, herkömmliche Kost, Hausmannskost gut – wenn man auf das dritte nicht vergisst: Sport und Bewegung. Denn alles zusammen macht menschliche Lebensqualität aus und deswegen ist eine Zuordnung auf ein Produkt, das eine einfache Lösung verspricht, nichts. Wenn es wirklich so einfach wäre, hätten wir diese Problematik bereits gelöst.

Und es gibt wenige Themen in der Landwirtschaft, die uns schon so viele Leben lang begleiten, wie das Mahlen von Korn und Getreide zu Mehl. Das wird auch noch in Jahrzehnten und Jahrhunderten so sein. Schaut man sich nur die Verbrauchszahlen von Mehl an, so sieht man, dass selbst in den größten Krisen des Kontinents, in Weltkriegen oder schweren Krisen, Mehl ein starr nachgefragtes Produkt war. Das ist kein Zufall, sondern sagt alles aus über diese Kette von Getreide, Mahlen und Brot – also das Grundnahrungsmittel – schlechthin.

„Ich halte nichts von denen, die meinen, nur mit Pflanzenschutz sei Selbstversorgung zu sichern. Ich halte aber genausowenig davon, zu sagen, dass diese Welt ausschließlich an Bio gesunden wird.“



Christian Stockmar

Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz

Pflanzenschutzmittel sind die bestuntersuchten Substanzen

Pflanzenschutzmittelindustrie forscht an neuen Wirkstoffen und Ausbringungstechnik, um Sicherheit für Mensch, Tier und Umwelt sicherzustellen.

Eine Chemiephobie ist in Österreich stark erkennbar, es wird viel mit der Angst der Menschen gespielt. Ein Beispiel: in Deutschland wurde eine Umfrage zu einem vermeintlich gefährlichen Stoff gestartet, nämlich Dihydrogenmonoxid. Diese Substanz wird einerseits

auf Felder gespritzt und befindet sich andererseits auch in Babynahrung. Doch wenn man sie einatmet, soll man daran ersticken. Also hat sich die Mehrzahl der Umfrage-Teilnehmer für ein Verbot dieser Substanz ausgesprochen. Und wie die meisten hier im Raum vermutlich wissen, ist Dihydrogenmonoxid nichts anderes als H₂O bzw. Wasser.

Mit technoidem Vokabular sollte keine Angst geschürt werden. Es geht in erster Linie darum, die Bevölkerung aufzuklären. Das Thema Pflanzenschutz ist einem vielleicht nicht so nahe wie etwa die Medizin. Dabei zählen Pflanzenschutzmittel zu den bestuntersuchten Substanzen überhaupt, ähnlich wie Pharmazeutika. Es wird der gesamte toxikologische Bereich sowie praktisch das komplette Umweltprofil untersucht, also wie sich Substanzen konkret in Wasser, Boden und Luft verhalten?

Die Pflanzenschutzindustrie forscht aber nicht nur an neuen, modernen Wirkstoffen, die möglichst gezielt eine gewünschte Wirkung erzielen und dann möglichst bald biologisch abbaubar sind. Es gibt auch noch die Frage der Ausbringung. Im Wesentlichen gibt es hier zwei Möglichkeiten: Auf herkömmliche Weise spritzen oder das Saatgut beizen. Das ist die umweltfreundlichste Methode, um ein Pflanzenschutzmittel anzubringen. Ich denke, dass hier ist ein wirklicher Fortschritt erzielt worden ist.

„Mit technoidem Vokabular sollte keine Angst geschürt werden.“



Franz Sinabell

Wissenschaftlicher Mitarbeiter im WIFO

Österreich schafft es bilanzmäßig nicht, sich selbst zu ernähren

Österreichische Bauern haben einen Wettbewerbsnachteil aufgrund der Verbote von Betriebsmitteln. Gleichzeitig gewährleisten sie höchste Standards in der Produktion.

Als Wissenschaftler hat man auf die Frage, ob Chemie in der Landwirtschaft notwendig oder überflüssig ist, einen Blick aus der Distanz. Europa hat etwa 500 Millionen Einwohner, wobei es seit zwei, drei Jahren mehr an Agrargütern exportiert als importiert. Das ist ein Signal dafür, dass hier ein guter Standort für die Agrarproduktion ist. Zudem weist Europa eine zurückgehende Bevölkerung auf. Gleichzeitig sehen wir aber, dass der Bedarf an Nahrungsmitteln global steigt, was uns die Möglichkeit bietet, neue Märkte zu erschließen. Das ist auch für die Nichteuropäer gut, da europäische Lebensmittel höchste Standards aufweisen.

Was sehen wir in Österreich? Hier gibt es eine wachsende Bevölkerung und einen schrumpfenden Agrarsektor. Und was den Output betrifft, stagniert die österreichische Agrarproduktion im besten Fall. Das heißt, je mehr Menschen in Österreich leben, desto eher nimmt unser Versorgungsgrad an selbst erzeugten Lebensmitteln logischerweise ab. Österreichs Beitrag zur weltweiten Bekämpfung von Hunger ist also ein verschwindender, denn bilanzmäßig gerechnet schaffen wir es nicht einmal unsere eigene Bevölkerung zu ernähren.

Gibt Interesse an leistungsfähiger Landwirtschaft in Österreich

Der Grad unserer Selbstversorgung hängt davon ab, wie man rechnet, ob monetär oder in Mengen. So oder so sind es jedenfalls unter 100 Prozent. Dabei hätten wir die nötigen Ressourcen, um dem entgegengesteuern. Doch zu unserer Fragestellung gesellt sich noch ein weiterer wesentlicher Aspekt. Wir sehen momentan, dass die Zahl der Landwirte abnimmt, wohingegen die Zahl jener Beschäftigten zunimmt, die unmittelbare Vorleistungen für die Landwirtschaft erbringen und die unmittelbar in der Verarbeitung von landwirtschaftlichen Produkten tätig sind. Konkret haben die vor- und nachgelagerten Sektoren seit 2005 um etwa dreitausend Personen zugenommen. Das ist insofern interessant, als dass man die Landwirtschaft häufig als schrumpfenden Sektor ansieht. Und das ist sie auch tatsächlich, gemessen an der Zahl der Beschäftigten. Doch die Zahl derjenigen, die landwirtschaftliche Produkte in unmittelbarem Anschluss verarbeiten, nimmt zu. Das bedeutet, dass durchaus Interesse daran vorhanden ist, eine starke, leistungsfähige und produktionsorientierte Landwirtschaft in Österreich zu haben. Es hängen ja auch unmittelbar Arbeitskräfte daran und es sind auch durchaus Unternehmen bereit, in Österreich zu investieren. Das wären zwischen 50 und 70 Millionen Euro pro Jahr. Das belegt einmal mehr, dass wir wirklich ein sehr guter Standort für Landwirtschaft sind.

Produzenten brauchen Zugang zu bestmöglicher Technologie

Wenn es also um die Frage rund um den Zugang zu Technologie und Knowhow geht, muss man sich gut überlegen, ob und wie man dieses Potential ausschöpft: Auf der einen Seite einen Beitrag zu leisten, Hunger zu bekämpfen und die weltweite Versorgung zu verbessern. Auf der anderen Seite Investitionen, Beschäftigungs- und natürlich auch Einkommensmöglichkeiten in den betreffenden Bereichen aufrechtzuerhalten und nach Möglichkeit auszubauen, selbst wenn sie nicht unmittelbar mit der Landwirtschaft zusammenhängen. Konkret heißt das, den Produzenten in Österreich Zugang zu den bestmöglichen Technologien zu ermöglichen.

Da wir in Österreich beide Schienen fahren, haben wir wohl einen guten Mix in der heimischen Landwirtschaft. Auf der einen Seite gibt es einen völligen beziehungsweise weitgehenden Verzicht auf chemische Substanzen. Was jedoch nicht bedeutet,

dass biologische Landwirtschaft eine Landwirtschaft ohne Technologie ist, eher das Gegenteil ist der Fall. Andererseits setzen wir auch auf konventionelle Landwirtschaft, der jedoch verschiedene Möglichkeiten, die es in Europa gibt, nicht zugänglich sind – von den internationalen ganz zu schweigen. Es sollte deshalb allen bewusst sein, dass damit einem ganzen Produktionssektor bestimmte Möglichkeiten entzogen werden.

Bauern die Wahl der Bewirtschaftungsweise überlassen

Ob in Österreich biologisch produziert wird oder nicht, sollte jedem Bauern selbst überlassen bleiben. Und die werden sich immer nach dem Wunsch der Konsumenten richten. Wir wissen auch, dass es durchaus eine Zahlungsbereitschaft für biologische Produkte gibt, die in Österreich überraschend hoch ist. Doch viele Menschen, die nach Bio-Produkten verlangen, kaufen nicht ausschließlich biologisch ein. Wenn es zum Beispiel um Produkte wie frische Erdbeeren geht, greifen sie auch zu Importen aus Südamerika. Der Konsument hat somit seine Präferenzen und der Markt – also die Bauern und die Unternehmer – produziert. Es stellt sich also eher die Frage, wer die Kosten trägt. Denn verbietet man eine Substanz oder eine Technologie, so führt das dazu, dass für jemanden Kosten entstehen. Wer das ist, ist nicht gleich in allen Bereichen ersichtlich, wenn sich die Nahrungsmittelpreise um vielleicht zwei, drei Cent je Tonne verändern. Das spürt der Einzelne zwar nicht, dem betroffenen Unternehmer kann das jedoch die Existenz kosten. Verbot von Substanzen braucht Impact Assessment Ein Stelzen tractor etwa ist für einen Maisbauern eine enorme Investition, die er keineswegs tätigt, weil er Freude daran hat, mit diesem Ungetüm herumzufahren. Im Gegenteil, wenn er sich diesen Traktor nicht leistet, so muss er seinen Betrieb vielleicht einstellen oder gar in etwas investieren, das ihm noch mehr Kosten verursacht. So ein scheinbar nichtiger Federstrich von politischen Entscheidungsträgern hat also sehr viele Implikationen.

Der Nutzen, der aus dem Verbot einer Substanz erfolgt, muss mindestens so groß sein, wie es an Kosten verursacht. Diese Einsicht ist leider nicht weit verbreitet. Darüber muss man nachdenken, denn will man bestimmte Kosten kennen, so muss man diese erst einmal errechnen. Jedoch wissen wir im Vorhinein nicht immer, wie unser Nutzen aussehen wird. Diese akribische Arbeit wäre meines Erachtens Aufgabe der Wissenschaft, um auch tatsächlich ermitteln zu können, ob wir etwas wollen oder nicht.

Heimische Bauern haben Wettbewerbsnachteil

Auch eine vermeintliche Überregulierung muss man sich von Produkt zu Produkt anschauen. Wir messen, wie viel Geflügel in Österreich pro Quadratmeter gehalten werden darf und wie viele anderswo gehalten werden dürfen. Und wenn wir uns anschauen, welche Substanzen bei uns zugelassen sind und welche im Ausland, bestehen aus diesem Blickwinkel gesehen strukturelle Nachteile in Österreich. Das sind die vorhin erwähnten Wettbewerbsnachteile, mit denen unsere Landwirte konfrontiert sind. Und mit jeder zusätzlichen Auflage machen wir die Leben vieler Menschen zunehmend schwieriger. Die Frage, die sich hier stellt, ist, ob wir als Konsumenten davon tatsächlich Vorteile haben? Wenn ein Bauer in der Steiermark aufhört zu produzieren, wird das den Konsumenten nicht interessieren. Den Mais bekommt er ja trotzdem. Allerdings nicht jenen, der nach österreichischen Standards produziert wurde, sondern nach einem x-beliebigen Standard.

Das Einkommen der Landwirte ist wohl das bestuntersuchte in Österreich. Dazu haben wir den Grünen Bericht. Als Ökonom wundert man sich immer wieder, warum so viele Menschen in der Landwirtschaft arbeiten. Die durchschnittlichen Einkommens- und Verdienstmöglichkeiten können es nicht sein. Zwar gibt es eine kleine Gruppe von sehr wohlhabenden Landwirten, die sehr gute Einkommen erzielen, die überwiegende Mehrzahl allerdings verdient auf das Haushaltseinkommen im Median gerechnet um die 50 bis 70 Prozent vom durchschnittlichen Haushaltseinkommen. Das heißt, die österreichischen Bauern verrichten ihre Arbeit, weil sie es gerne tun. Das ist nicht nur ökonomisch determiniert und hängt vom Einkommen ab. Wir sollten ihnen also die Zugänge zu jenen Möglichkeiten schaffen, anhand derer die Berufsgenossen in der Welt agieren können.

„Österreichs Beitrag zur weltweiten Bekämpfung von Hunger ist also ein verschwindender, denn bilanzmäßig gerechnet schaffen wir es nicht einmal, unsere eigene Bevölkerung zu ernähren.“



Huem Otero
ehem. Landwirtschaftssprecherin Greenpeace

Pflanzenschutz: Mehr in Vorsorge investieren

Mit einem anderen Ernährungsverhalten ist die Menschheit sehr wohl imstande, sich auch ohne den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln zu versorgen. Wichtig ist auch, mehr in die Vorsorge wie z. B. der Fruchtfolge zu investieren.

Die Art und Weise, wie in der Landwirtschaft argumentiert wird – nämlich, dass wir nur zwei Optionen hätten: Saatgutbeize oder Spritzen –, ist verstörend. Denn es wird ausgeblendet, dass es auch andere Möglichkeiten gibt, wie z. B. die Vorsorge. Durch eine ordentliche Fruchtfolge werden einzelne Populationen an Schädlingen erst gar nicht so groß, dass es notwendig wird, chemische Pflanzenschutzmittel einzusetzen. Auf der anderen Seite gibt es überdies große Fortschritte im Bereich des Nematoden-Einsatzes. Dabei handelt es sich um eine biologische Bekämpfung, mit der man ähnliche oder gleiche Wirkungsgrade erzielen kann, wie mit der Saatgutbeize. Alles in allem ist das ein sehr komplexes Thema, weshalb damit zusammenhängende Fragen nicht einfach zu beantworten sind. Dennoch werden wir über die hier betroffenen Bäuerinnen und Bauern nicht hinwegsehen.

Grundsätzlich produzieren wir in Österreich sehr viel Mais. Das hängt natürlich damit zusammen, dass wir eine große fleischverarbeitende Industrie haben. Es ist auch die ganze Zeit von Selbstversorgung und von regionalen Produkten die Rede, aber wir haben immense Sojaimporte, die großteils über den Atlantik bezogen werden. Da können wir nicht von einer funktionierenden regionalen Wirtschaft und somit auch nicht von Selbstversorgung sprechen. Wir können

den hiesigen Sojabedarf leider nicht durch heimische Produktion abdecken. Selbst wenn wir versuchen, Sojaimporte zu ersetzen und durch eigene Sojaproduktion zu substituieren – zum Beispiel im Rahmen einer Fruchtfolge –, könnten wir die verbrauchte Menge niemals selbst produzieren.

Armutsbekämpfung geht mit Verteilungsfrage einher. Natürlich muss das Thema Ernährungssicherheit globaler betrachtet werden. Weltweit produzieren wir mehr Nahrungsmittel als wir brauchen. Dabei ist Ernährungssicherheit zu gewährleisten. Für die Menschen bedeutet das, dass alle Zugang zu Nahrung haben. Es ist kein Produktionsproblem, sondern ein Problem des Zugangs, auch des ökonomischen. Das heißt, Armutsbekämpfung geht mit einer Verteilungsfrage einher. Dennoch ist es nicht unsere Aufgabe als Österreich oder als Europa, die Welt zu ernähren. Die Welt muss sich selbst ernähren.

Polemisch gesagt, ist die sicherste Einbringung eines Pflanzenschutzmittels jene, die erst gar nicht ausgebracht wird. Wenn Sie die neun Milliarden Menschen ansprechen, die es weltweit zu ernähren gilt, so müssen wir unsere Produktion bis zum Jahr 2050 um gut 70 Prozent steigern, um dies auch wirklich zu gewährleisten. Doch ist eine solche Steigerung tatsächlich vonnöten? Die hier genannte Zahl basiert aber auf dem weltweiten Trend zu einem verstärkten Konsum von tierischen Produkten. Im Prinzip handelt es sich hier also um ein Szenario. Und es ist unsere Aufgabe, uns die Frage zu stellen, ob wir uns dorthin bewegen wollen oder nicht. Ich sage nein, denn mit weniger Input und einem anderen Ernährungsverhalten sind wir sehr wohl dazu imstande, die Menschheit zu versorgen.

Ein Drittel der Lebensmittel wird weggeschmissen

Vor allem, wenn weltweit ein Drittel der Lebensmittel verloren geht oder gar weggeschmissen wird, stellt sich doch die Frage, wie viel an Ertrag tatsächlich benötigt wird. Natürlich gibt es auch in der Dritten Welt Verluste, nicht nur in Europa. Trotzdem erhält man durch diese Erhebung eine andere Perspektive. Damit verbunden ist natürlich die Frage, welche Kosten und Vorteile unsere Gesellschaft durch eine rein biologische Produktion hätte. Laut FiBL-Institut gibt es sogar Berechnungen, die besagen, dass eine Umstellung der gesamten Produktion auf bio in Österreich jährlich rund 450 Millionen Euro einsparen würde. Zu argumentieren, dass wir unsere Standards senken sollten, um sie an ein internationales Level

anzupassen, ist schwach. Als globale Organisation setzen wir uns überdies dafür ein, weltweit bessere Standards zu etablieren. Natürlich ist das auch eine strukturelle Frage. Und ich fühle mit jedem Bauern, der einen ökonomischen Schaden davonträgt. Im Grunde müssen wir uns alle gemeinsam überlegen, wie wir weltweit ökologisch nachhaltig produzieren und das Einkommen der Bauern sichern können. Denn das sind die Herausforderungen, denen wir uns zu stellen haben.

„Es ist nicht unsere Aufgabe als Österreich oder als Europa die Welt zu ernähren. Die Welt muss sich selbst ernähren.“



Johannes Abentung
ehem. Direktor des Österreichischen Bauernbundes

Entzug von Betriebsmitteln führt zu agrarischen Großbetrieben

Markenaufbau ist eine Chance, um mit regionalen Produkten allenfalls zu einem höheren Preis seine Konsumenten zu erreichen. Eine generelle Umstellung auf bio ist jedoch eine Illusion.

Die generelle Umstellung auf bio ist eine Illusion. Dazu braucht man sowohl entsprechende Abnehmer, als auch jemanden, der die Kosten trägt. Theoretisch funktioniert das natürlich, nur ob sich das kostenmäßig auch in der Praxis umsetzen lässt, ist eine andere Frage.

Man darf nicht vergessen, dass wir derzeit in Österreich eine extrem kleine Struktur bäuerlicher Betriebe haben, gerade im Verhältnis zum europäischen Markt. Schert man alles über einen Kamm und entzieht den Produzenten gewisse Freiheiten und Möglichkeiten, so fördert das unweigerlich die industrialisierten Großbetriebe, die stets nach einem gewissen Muster produzieren. Darin bestünde grundsätzlich jedoch nicht das Problem. Das besteht vor allem dann, wenn ich gleichzeitig neben billigen Produkten auch ums Eck gehen will und dort in der Direktvermarktung bestimmte Wünsche habe. Das geht sich kostenmäßig nicht aus.

Regionale Marken als Chance für höhere Preise

Ein Beispiel: die Zuckerwirtschaft. In Österreich gibt es ungefähr fünftausend Hektar (Stand 2014). Möchte man diese Fläche unkrautfrei halten, so benötigt man etwa acht Millionen Arbeitsstunden. Das hieße konkret, dass jeder Österreicher – vom Säugling bis zum Großvater – dafür eine Stunde lang am Acker stehen müsste. Und das wird wohl unmöglich sein, oder?

Zwar wird in Österreich nach strengsten Kontrollen produziert, doch kaufen wir bei zu wenig Bestand auch Lebensmittel aus dem Ausland zu, wodurch wir erst recht Produkte beziehen, die sich den hiesigen Kontrollen entziehen. Das ist in einem offenen Markt wie Europa unvermeidbar. Das einzige, das wir theoretisch tun könnten, ist, Marken aufzubauen. Und das passiert ja bereits im regionalen Bereich. Dies ist die wohl einzige Chance, um mit regionalen Produkten allenfalls zu einem höheren Preis seine Konsumenten zu erreichen. In Commodity-Mengen oder Massen funktioniert dies allerdings nicht.

„Entzieht man den Produzenten gewisse Möglichkeiten, so fördert das unweigerlich die industrialisierten Großbetriebe, die stets nach einem gewissen Muster produzieren.“



Siegrid Steinkellner
Abteilungsleiterin Pflanzenschutz an der Universität für Bodenkultur

Landwirte brauchen Werkzeugkoffer an Betriebsmitteln

Generell wird es ganz ohne Pflanzenschutz über kurz oder lang nicht gehen. Und zwar unabhängig davon, ob es sich um eine biologische oder integrierte Wirtschaftsweise handelt.

Pflanzenschädlinge wird es in jeder Kultur geben und damit einhergehend auch Pflanzenkrankheiten. Die Frage ist nur, wie wir damit umgehen. Es gibt Bereiche, in denen es zu wenig Fruchtfolge gibt, demnach haben wir teils zu sehr auf Monokulturen gesetzt. Ich denke aber auch, dass unsere Landwirte gut ausgebildet sind und dass Fruchtfolge für sie etwas Essenzielles ist. Sie ist Teil des Pflanzenschutzes und ein Teil der pflanzlichen Produktion. Und wer biologischen Pflanzenschutz betreibt, braucht auch Pflanzenschutzmittel, bloß andere als bei konventionellem oder integriertem Pflanzenschutz. Die Frage ist, welche Verbindungen der Landwirt letztlich verwendet.

Konsument will Vielfalt – und bekommt sie

Moderne Techniken wie Pflanzenschutzmittel bieten uns große Möglichkeiten und die unterschiedlichsten Werkzeuge, die es allerdings richtig zu nutzen gilt. Ein Landwirt, der Pflanzenschutz betreibt, hat einen Werkzeugkoffer zur Verfügung. Es wird ihm dabei aber nichts nutzen, wenn er versucht, mit einem Hammer eine Schraube herauszudrehen. Beim Pflanzenschutz ist es genauso. Man kann die verschiedenen Werkzeuge nutzen, aber man muss die richtigen nutzen.

Deshalb sollte man auch nicht prinzipiell gegen Saatgutbeize sein, da es wichtig ist, im Bedarfsfall auch diese Möglichkeit parat zu haben. Es geht am Ende darum, dass sich der Konsument mehr Vielfalt wünscht. Denn niemand will seine Möglichkeiten freiwillig einschränken und darauf verzichten, zwischen Tomaten und Kartoffeln zu wählen, zwischen konventionellen und Biokartoffeln in verschiedenen Sorten aus den unterschiedlichsten Produktionsgebieten und das rund um die Uhr und das ganze Jahr über. Deshalb bekommt der Konsument auch die Vielfalt, die er sich wünscht.

Bio allein kann eher nicht die Welt ernähren

Ich denke nicht, dass man allein mit Bio die Welt ernähren kann. Ich kenne Studien, die zeigen, dass die Erträge in der biologischen Landwirtschaft geringer sind, als in der herkömmlichen. Eine Metaanalyse hat gezeigt, dass in der biologischen Produktion etwa 20 Prozent weniger Ertrag eingefahren wird. Allerdings kann diese Statistik nicht auf alle Kulturen angewendet werden und es gibt auch biologische Produktionen, die gleich hohe Erträge wie konventionelle einfahren. Mittlerweile haben wir im globalen Vergleich die strengste Regulierung, was dazu geführt hat, dass wir qualitativ wirklich sehr hochwertige Lebensmittel herstellen. Prinzipiell ist Regulierung bis zu einem gewissen Grad auch gut, denn in dieser Form kann uns eine entsprechende Qualität gewährleistet werden. In manchen Bereichen ist allerdings auch eine Überregulierung zu orten. Und ich denke, dass unsere Gesellschaft durchaus soweit ist, dass wir unsere Entscheidungen teilweise auch ohne feste Regulierungen treffen können.

„Ein Landwirt, der Pflanzenschutz betreibt, hat einen Werkzeugkoffer zur Verfügung. Es wird ihm dabei aber nichts nutzen, wenn er versucht, mit einem Hammer eine Schraube herauszudrehen.“

#02

2015

IGP Dialog

Gefahr oder Risiko –

Gibt es einen Konsens über zumutbares Risiko?



Von links nach rechts: Christian Stockmar, Gaby-Fleur Böhl, Albert Bergmann, Walter Krämer, David Süß

Martin Kugler, Chefredakteur des Universum-Magazins, führte durch den Dialog der IndustrieGruppe Pflanzenschutz zum Thema: „Gefahr oder Risiko – gibt es einen Konsens über zumutbares Risiko?“ Die Begrifflichkeiten Gefahr und Risiko werden im Alltag oft vermischt und synonym verwendet, was vor allem in Hinblick auf Pflanzenschutzmittel sowie die Zulassung selbiger für Diskussionen sorgt. Der IGP Dialog widmete sich deshalb primär der Frage, ob hier die Sicherheit der Anwendung durch Zulassungsverfahren gewährleistet ist oder nicht.

- **Walter Krämer**
Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik an der Technischen Universität Dortmund
- **Christian Stockmar**
Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz
- **Gaby-Fleur Böhl**
Abteilungsleiterin für Risikokommunikation am Bundesinstitut für Risikobewertung
- **David Süß**
Generalsekretär der österreichischen Jungbauernschaft
- **Albert Bergmann**
Leiter des Instituts für Pflanzenschutzmittel in der österreichischen Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit



Walter Krämer

Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik an der Technischen Universität Dortmund

Umgang mit Gefahren und Risiken ist gefährlich schlecht

Systematisch geraten wir wegen Kleinigkeiten in Panik und lassen die wirklichen Gefahren für Leib und Leben ungeschoren. Das richtet auch enormen wirtschaftlichen Schaden an.

Um mehr Verständnis für die Problematik zu bekommen, ist es nützlich, einen Schritt zurückzutreten und einer ganz allgemeinen Frage nachzugehen: Was läuft generell bei unserem Umgang mit Risiken, mit Unsicherheiten und Wahrscheinlichkeiten schief? Bewerten wir Risiken korrekt? Wie geht man weltweit beziehungsweise im Besonderen in Österreich und Deutschland mit den großen und kleinen Gefahren unseres Lebens um?

Wirtschaftlicher Schaden durch irrationalen Umgang mit Angst

Meine Antwort darauf, die ich im Weiteren begründen will, lautet kurz und bündig: schlecht – geradezu gefährlich schlecht. Speziell wir Deutschen und die Österreicher sind Weltmeister im Produzieren konttraproduktiver Angst. Viele Gefahren bewältigen wir, anders als andere, äußerst ineffizient. Systematisch geraten wir wegen nichts und wieder nichts in Panik und lassen die wirklichen Gefahren für Leib und Leben dabei ungeschoren. Diese unsere irrationale Einstellung zu Gefahr und Risiko richtet zudem enormen wirtschaftlichen Schaden an, was ich wohl keinem hier im Saal näher erläutern muss.

Nehmen wir in Deutschland den Schlecker-Babykost-Skandal, die berühmten Birkel Eiernudeln, die Monitor Fischwürmer oder Glykol im Wein, was vor allem für Sie als Österreicher interessant sein wird. Von BSE und Vogelgrippe oder Acrylamid und Nitrophen ganz zu schweigen. Und derzeit das arme Glyphosat. In all diesen Fällen wurde und wird durch eine in der Regel unbegründete Panik ein enormer wirtschaftlicher Schaden angerichtet. Nehmen Sie die völlig überzogene SARS-Panik von Anfang 2003 und den dadurch erzeugten Einbruch des Fernost-Fluggeschäftes, wodurch die deutsche Lufthansa rund 300 Millionen Euro Verluste eingefahren hat.

Tatsächliche Gefahren und Kinkerlitzchen auf einer Stufe

Natürlich gibt es auf der anderen Seite auch Gefahren für Leib und Leben, über die wir uns wirklich Sorgen machen könnten und sollten. Nehmen Sie etwas ganz dramatisches – den Einschlag eines großen Asteroiden auf der Erde. Das Problem ist, dass Medien und viele Zeitgenossen solche Gefahren auf eine Stufe stellen wie alle möglichen Kinkerlitzchen. Wenn aber defekte Klopapierhalter die gleiche Aufmerksamkeit beanspruchen wie Vulkanausbrüche, Terrorattentate oder Asteroideneinschläge, dann ist in unserem Umgang mit Gefahr und Risiko doch ganz offensichtlich etwas faul.

Dies leitet auch gleich zu meinen drei zentralen Thesen über: Erstens machen wir uns oft wegen falscher Dinge die größten Sorgen. Zweitens ist diese unsere Angst vor Gefahr und Risiko oft umgekehrt proportional zur Größe der Gefahr. Und drittens treiben wir einen Riesenaufwand zur Reduktion von nichts und wieder nichts und laufen den wirklichen Gefahren direkt in die Arme.

Machen uns oft wegen falscher Dinge die größten Sorgen

Was sind nun Kinkerlitzchen, und was wirkliche Gefahren? Kinkerlitzchen sind Dinge wie Milzbrand, Asbest, Amalgam, Nahrungsmittelzusätze, Textil- und Holzschutzgifte, Herbizide, Fungizide, Castor, BSE oder Dioxin. Ich will die potenzielle Gefahr durch Chemiegifte keineswegs herunterspielen. Aber wissen Sie, dass allein in Deutschland jedes Jahr mehrere Dutzend Menschen an verschluckten Fischgräten ersticken? Doch darüber scheint sich niemand ernstlich aufzuregen. Nach den Kriterien, die üblicherweise für Industriegefahren gelten, müsste ab morgen Früh das

Fischessen weltweit verboten werden. Oder nehmen Sie den Mythos von der zunehmenden Krebsgefahr: Krebs wird ja gern als Indikator und Kronzeuge für unseren unverantwortlichen Umgang mit der Umwelt, mit uns selbst sowie unserer Gesundheit herangezogen. Zu Zeiten Kaiser Franz Josefs starben vier von hundert Menschen in Österreich an Krebs, heute sind es 25 Prozent und schon bald 30. Das heißt, die Wahrscheinlichkeit an Krebs zu sterben, hat in der Tat dramatisch zugenommen. Teilt man jedoch die Krebsstoten in Altersklassen auf, so stellt man fest, dass in allen Altersklassen die Wahrscheinlichkeit, an Krebs zu sterben, zurückgegangen ist.

Doch warum sterben dann trotzdem immer mehr Menschen an Krebs? Weil immer mehr von uns in die Altersgruppe 80 plus hineinwachsen. Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen könnte und der liebe Gott zu mir spricht: Such dir ein Land aus, wo du geboren werden willst. Dann sage ich: Lieber Gott, bitte gib mir doch mal das statistische Jahrbuch der UN. Und nachdem ich darin geblättert habe, suche ich mir das Land auf der Erde aus mit der höchsten Krebsmortalität, zurzeit Island und Japan mit über 30 Prozent. Denn das sind zugleich auch die beiden Länder mit der höchsten Lebenserwartung. Eine hohe Krebsmortalität ist somit also ein positives Qualitätsmerkmal für eine Gesellschaft und sein Land und kein negatives.

Angst vor Gefahr und Risiko ist oft umgekehrt proportional zur Größe der Gefahr

Warum nun haben wir vor gewissen Gefahren Angst, vor anderen hingegen nicht? Ein wichtiger Faktor hierbei ist, ob wir einer Gefahr hilflos ausgeliefert sind oder noch Einfluss auf den Fortgang des Geschehens nehmen können. Das ist mit einer der Hauptgründe, warum die meisten von uns mehr Angst vor dem Fliegen als vor dem Autofahren haben, obwohl letzteres statistisch gesehen viel gefährlicher ist. Im Flugzeug hat man das Gefühl, man sei ausgeliefert, hilflos. Im Auto herrscht hingegen der Gedanke vor, man hätte noch Einfluss auf den Fortgang des Geschehens, was das gefühlte Risiko enorm reduziert.

Dann ist es wichtig, ob die Wirkung eines Risikos sofort oder verzögert eintritt, weshalb viele Angst vor BSE haben, jedoch nicht vor Fischgräten. Und entscheidend ist auch, ob wir auch die Mechanik einer Gefahr verstehen. Das ist der Hauptgrund, warum die meisten von uns mehr Angst vor Krebs als vor Herz-Kreislauf-Krankheiten haben, obwohl letztere

jedes Jahr ungefähr das Doppelte an Todesfällen in Deutschland und Österreich verursachen. Den Herztod können Sie jedem Schulkind erklären. Doch eröffnen Sie ihm einmal, wie Krebs funktioniert. Selbst für Experten ist dies zum Teil noch mysteriös. Und dieser Aspekt des Mysteriösen erhöht ebenfalls ganz beträchtlich unser gefühltes Risiko.

„Laufen den wirklichen Gefahren direkt in die Arme“

Natürlich spielt es auch eine Rolle, ob wir eine Gefahr nur vom Hörensagen her oder aus eigener Erfahrung heraus kennen. Es gibt Experimente, bei denen man Testpersonen an einen Enzephalographen anschließt und Hunde auf sie zulaufen lässt. Bei jenen, die bereits von Hunden gebissen worden sind, reagieren ganz andere Gehirnregionen als bei Personen, die noch nicht gebissen worden sind. Das heißt, die Festverdrahtung unseres Gehirns ändert sich, wenn wir schon einmal Opfer eines Risikos waren.

Schlussendlich ist es ganz zentral, ob wir ein Risiko freiwillig oder unfreiwillig auf uns nehmen. Denn freiwillige Risiken werden im Allgemeinen nicht nur lieber übernommen, sondern auch gewaltig unterschätzt. Wäre etwa das Hantieren mit Mobiltelefonen vom Arbeitgeber vorgeschrieben, wären diese Apparate bereits längst verboten. In den Medien gibt es immer wieder Berichte darüber, dass durch die Strahlung etwa Kopfkrebs erzeugt werden soll, was wir aber ignorieren, da wir sie ja freiwillig benutzen. Das geht sogar so weit, dass viele Menschen eine externe Reduktion in einem freiwilligen Risiko durch interne Verhaltensänderung wieder konterkarieren, um einen von ihnen als normal angesehen Risikopegel wieder herzustellen. Das heißt in der Psychologie auch Risikohomöostase. Diese Risikohomöostase ist quasi eine Naturkonstante unseres Verhaltens. In den USA zum Beispiel haben KFZ-Versicherer einen anfänglichen Bonus für PKWs mit ABS-Systemen wieder zurückgenommen. Denn PKWs mit ABS verursachten nicht weniger Unfälle als andere, sondern mehr. Ähnliches lässt sich bei der Helmpflicht für Motorradfahrer beobachten. In einigen US-Bundesstaaten ist sie vorgeschrieben, in anderen nicht. Nun raten Sie, wo es mehr tödliche Motorradunfälle gibt: nämlich in jenen Bundesstaaten, wo Helmpflicht besteht.

Natürliches und künstliches Risiko wird unterschiedlich wahrgenommen

Ich möchte nun zur letzten Dimension kommen, die auf meiner Liste ganz am Anfang steht und höchst relevant für unsere Tagung ist, da auch sie unsere Risikowahrnehmung enorm verzerrt: jene nämlich, ob ein Risiko natürlich oder künstlich, also ein Werk von Menschen, ist. Denn natürliche Risiken werden nicht nur eher akzeptiert, sondern ähnlich wie freiwillige Risiken auch gewaltig unterschätzt. Deswegen geraten in Deutschland zum Beispiel viele in Panik, wenn ein Castor mit Brennelementen an ihrem Dorf vorbeifährt. Die gleichen Menschen steigen jedoch mehrfach jährlich in den Flieger und reisen etwa nach New York, wobei sie da völlig natürlicher Höhenstrahlung ausgesetzt sind, welche ein Mehrfaches der maximalen Strahlendosis ausmacht, die jemals in der Nähe eines Castors gemessen wurde.

Am bedeutsamsten ist dieser Unterschied natürlich versus künstlich aber bei unserer Ernährung, womit wir endgültig beim Thema Lebensmittelproduktion angekommen wären. Laut einer Statistik von Bruce Ames, erschienen in den Proceedings of the National Academy of Sciences, sind 99,99 Prozent aller Gifte in unserer Nahrung von Natur aus darin enthalten. Bloß 0,01 Prozent wird durch Anbau, Vertrieb und Handel hinzugefügt. Ein Beispiel von Herrn Ames: Himbeeren. Angenommen Sie sind Mutter Natur und beantragen beim lieben Gott eine Lizenz zur Produktion von Himbeeren. Dieser lässt sich dann von Ihnen eine Liste der Inhaltsstoffe vorlegen und Sie müssen wahrheitsgemäß zu Protokoll geben, was alles in Himbeeren enthalten ist: zum Beispiel 34 verschiedene giftige Aldehyde und Ketone. 32 verschiedene Alkohole, die Hälfte davon giftig. 20 verschiedene Ester, beinahe alle giftig. 14 verschiedene Säuren, zehn davon giftig. Drei Kohlenwasserstoffe, alle drei giftig, sowie sieben weitere giftige Verbindungen, am bekanntesten das Lebergift Cumarin. Dies ist kein Scherz: Wollte etwa Nestlé künstliche Himbeeren produzieren – sie dürften das nicht, weil diese in fast allen Aspekten jenseits der Grenzwerte lagen, die für künstliche Lebensmittel gelten.

Kartoffel werden nicht vergiftet, sie sind von Natur aus giftig

Die Medien vermitteln allerdings genau den umgekehrten Eindruck, wenn ich etwa Schlagzeilen lese wie „So werden unsere Kartoffeln vergiftet!“. Doch das ist falsch. Kartoffeln werden nicht vergiftet, sie sind von Natur aus giftig und enthalten sogar große Mengen an verschiedenen Giften, am bekanntesten Solanin. Und sollten Sie darauf vergessen, dieses wegzuschälen und drei Kilo Biokartoffeln essen, so werden Sie sterben.

Hier nun eine Liste weiterer natürlicher Schadstoffe in Lebensmitteln, wobei ich die schlimmsten Giftkanonen noch gar nicht mitzähle: die etwa in zwei Muskatnüssen enthaltene Menge der Gifte Myrescicin und Elimicin reichen aus, um ein Kind zu töten. Auch in Dill und Petersilie sind diese Gifte in hohen Mengen völlig natürlich vorhanden. Die hochgiftige Blausäure etwa kommt konzentriert in Bittermandeln und darüber hinaus in fast allen pflanzlichen Lebensmitteln vor. Nehmen Sie beispielsweise täglich mehr als zwei Kochlöffel Bioleinsamen zu sich, werden sie bald einen Arzt herbeirufen. Doch interessiert die Medien das nicht und auch nicht die Verbraucher. Denn für beide Parteien scheint eine Nachricht vor allem dann interessant, wenn der Mensch als Verursacher dahintersteckt.

Synthetische Risikoverzerrung vor allem in Medien

Medien brauchen Opfer, aber sie brauchen natürlich auch Sündenböcke. Und die Natur ist ein ganz schlechter Sündenbock. Als Endresultat dieser Medienmechanik ist quer durch alle Kulturen eine mehr oder weniger große Überschätzung künstlicher Risiken im Vergleich zu natürlichen zu beobachten. In der Fachliteratur heißt das auch „synthetische Risikoverzerrung“. Ein konkretes Beispiel ist etwa die Gefahr durch EHEC im Vergleich zur Gefahr durch Dioxin. Laut dem Ergebnis einer Umfrage schätzen etwa 22 Prozent aller Befragten das EHEC-Risiko größer ein als das durch BSE. Zum Zeitpunkt der Umfrage war das Risiko, durch EHEC zu sterben, aber tatsächlich mehrere tausendmal so hoch wie das Risiko, durch Dioxin zu sterben, was also genau dem umgekehrten Wert entspricht. Und genau dieser Defekt der Medienberichterstattung, möglichst gezielt auf den Humanfaktor und das maximal mögliche Desaster abzustellen und somit die reale Wahrscheinlichkeit zu ignorieren, leitet unmittelbar über zu Paracelsus.

Was Paracelsus mit unserem Thema zu tun hat, wird aus folgender Meldung deutlich. Ich zitiere die Deutsche Presseagentur: In Muttermilch 300 Gifte nachgewiesen. Weiters: Eine britische Studie sorgt für Aufregung, in Muttermilch wurden über 300 Schadstoffe nachgewiesen. Und so weiter und so fort. Diese Meldung wurde vielfach nachgedruckt, obwohl sie gar in mindestens zweifacher Hinsicht falsch ist. In der Muttermilch wie auch in jeder anderen Milch sind nicht nur 300, sondern eher 3.000, ja, vielleicht sogar 30.000 Schadstoffe enthalten. Es gibt vermutlich keinen Stoff beziehungsweise kein Gift auf der Erde, der oder das nicht auch in der Muttermilch enthalten ist. Zweitens suggeriert diese Meldung Gefahr, wovon in Wirklichkeit aber keine Rede sein kann. Denn wir alle schleppen in unseren Körpern, wenn auch nur in minimalen Mengen, fast jede nur erdenkliche Substanz herum. Und peu à peu werden wir sie auch alle finden, denn unsere Analysemethoden werden immer feiner.

Bessere Analysemethoden fördern falsche Risikowahrnehmung

Sie alle kennen noch den Standard von vor 30 Jahren: ein Milligramm pro Kilogramm, ppm, parts per million. Damals konnte ein Milligramm Pflanzenschutzmittel pro Kilogramm Schweinefleisch nachgewiesen werden, was darunter lag, war nicht vorhanden. Allerdings nicht, weil es nicht wirklich da gewesen wäre, sondern weil man es schlicht nicht nachweisen konnte. In den 80er-Jahren lagen wir bereits bei einer Schadstoffkonzentrationen von eins zu einer Milliarde. Und bis dato sind wir bei eins zu einer Trillion angekommen. Illustrativ bedeutet dies: ein Zuckerwürfel aufgelöst im Plattensee wäre heute ohne jeden Zweifel nachzuweisen. Und weil die uns vorhandenen Analysetools immer feiner werden, kommen heute an allen Ecken und Enden neue Schadstoffe ans Tageslicht – und nicht, weil etwa alles zusehends vergiftet wird. Eine passende Schlagzeile: „TBC in Kinderjacken“. Ich habe einen Lebensmittelchemiker gefragt: ist das gefährlich? Er hat zu mir gesagt: Herr Krämer, damit ein Kind durch eine solche Jacke einen Schaden erleidet, muss es diese Jacke essen. Eine weitere Meldung, in der schon das erste Wort falsch ist, klärt uns auf, dass viele Fruchteees Giftstoffe enthalten. Jedoch enthalten alle Fruchteees Giftstoffe, man hat sie nur noch nicht gefunden.

Jetzt zu Paracelsus. Die einzige mir bekannte naturwissenschaftliche Theorie, die auch 500 Jahre nach ihrer Entstehung unwidersprochen gültig ist, das ist die These des Paracelsus von der Dosis. „All Ding sind Gift und nichts ist ohne Gift. Allein die Dosis macht, dass ein Ding kein Gift ist.“ Selbst bestes Trinkwasser ist in hohen Dosen giftig. Wir sehen also, dass jeder Stoff über einer gewissen Dosis giftig beziehungsweise unter einer gewissen Dosis ungiftig ist. Aber das ist den modernen Medien nur schwer zu vermitteln.

Flucht vor Risiko hat dramatische Auswirkungen

Was passiert, wenn man zu Denken aufhört und sich von Panikmachern wie diesen ins Bockshorn jagen lässt? Das zeigt etwa der berühmte Schlecker-Babykost-Skandal. Deutsche Babykost darf laut Gesetz keinerlei Pestizide enthalten. Natürlich werden irgendwann trotzdem Pestizide entdeckt, weil sie ja, wenn auch in minimalen Mengen, von Haus aus notwendig darin enthalten sind. Doch die Mütter kriegen Panik, laufen zum Markt und bereiten ihr Babygemüse selbst zu, nicht wissend, dass deutsches Marktgemüse eine 200 Mal höhere Schadstoffkonzentration aufweist und auch aufweisen darf, als im schlimmsten Schlecker-gemüse jemals nachgewiesen worden ist. Diese Nebenwirkung beleuchtet somit ein weiteres irrationales Thema der modernen Risikodebatte. Wir rennen vor einem Risiko davon, um einem anderen umso sicherer in die Arme zu laufen.

Nach einer Studie von Gerd Gigerenzer sind durch die Panik nach dem 11. September in den USA inzwischen weit mehr Menschen umgekommen als durch die Terroranschläge selbst. Wieso das? Weil die Amerikaner Angst vor dem Fliegen bekommen haben und nun vermehrt Auto fahren, was deutlich gefährlicher ist. Seither gibt es im Straßenverkehr rund 200 Todesfälle mehr pro Monat, die durch weniger Panikmache vermieden hätten werden können.

Oder nehmen wir Asbest und DDT. Nach Modellrechnungen amerikanischer Statistikerkollegen sind durch die Asbestsanierung amerikanischer Schulen inzwischen weit mehr Schüler umgekommen als jemals durch Asbest selbst gestorben wären. Was ist passiert? Die Schulen wurden geschlossen und die Kinder hatten nun längere Schulwege oder blieben ganz zuhause und sind im Swimmingpool ertrunken oder unterwegs vom Auto überfahren worden.

Zu DDT zitiere ich den Biologen Hubert Markl, Ex-Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft: Die Nebenwirkungen des DDT-Verbot haben weit mehr Menschen umgebracht als die Nebenwirkungen von DDT selbst. Zum Beispiel hat Malaria nach dem Verbot von DDT in vielen Ländern Südostasiens wieder dramatisch zugenommen, mit mehreren hunderttausend Todesfällen pro Jahr. Dies scheint die Anti-DDT-Lobby jedoch nicht zu bekümmern.

Und auch die BSE-Hysterie hat schon weit mehr Menschen umgebracht als BSE direkt. Eine traurige Statistik zeigt, dass in England ungefähr 50 Menschen an BSE gestorben sind, während rund 150 Farmer sich das Leben genommen haben, weil ihre Existenz durch die BSE-Panik vernichtet worden ist.

Verwechslung von Korrelation und Kausalität

Die Medien allein tragen aber nicht an allem Schuld. Ich streue auch Asche auf mein eigenes Haupt, denn meine Statistikerkollegen, speziell die sogenannten Epidemiologen, sind ihre bereitwilligen Helfer. Hier eine typisch einschlägige Meldung: Kaffee erzeugt Rheuma. Dies ist das Ergebnis einer sogenannten Beobachtungsstudie. Das läuft folgendermaßen ab: man untersucht zwei Gruppen von Menschen, eine mit Gelenkrheuma, die andere ohne. Dann schaut man sich an, in welcher Weise sich diese beiden Gruppen sonst noch unterscheiden. Und siehe da, die Rheumatiker trinken mehr Kaffee, ergo ist Kaffee der Grund für ihre Erkrankung. Sie merken, welche Trugschlüsse auf diese Art möglich sind. Technisch gesagt verwechselt man hier Korrelation mit Kausalität.

Wussten Sie übrigens, dass es bei Männern eine hohe negative Korrelation zwischen dem Einkommen und der Zahl ihrer Haare am Kopf gibt? Sprich: je mehr Haare, desto weniger Geld. Gehe ich nun zum Friseur, um mir eine Glatze schneiden zu lassen, nützt mir das natürlich nichts. Denn wenn man ein bisschen nachdenkt, merkt man bald, wie diese Korrelation zustande kommt. Weil bei Männern im Allgemeinen mit dem wachsendem Alter das Einkommen steigt und die Haare ausfallen. Durch solche Scheinkorrelationen kommen schließlich alle möglichen dummen Schlagzeilen zustande.

Regen uns über die falschen Themen und Umstände auf

Fazit: Wir regen uns über die falschen Themen und Umstände auf. Die meisten der hierzulande in den Medien zelebrierten Mini- und Midigefahren wären unseren Vorfahren wie Verheißungen erschienen. Und dass wir uns heute so intensiv damit beschäftigen können, ist ein Luxus, den wir uns als reiche Europäer nur deshalb zu leisten in der Lage sind, weil wir uns um sauberes Trinkwasser, genug zu essen und eine geheizte Wohnung im Winter nicht mehr kümmern müssen.

Woher kommt diese verbreitete Unfähigkeit, mit Wahrscheinlichkeiten richtig umzugehen? In Deutschland kann man zugeben, keine Bruchrechnung zu können, wobei das dem Ansehen überhaupt nicht schadet. Wenn man aber Goethe mit Schiller verwechselt, ist man gleich ein Paria. Das heißt, das Nichtverstehen von Mathematik ist absolut salonfähig. Ich glaube auch, dass ein Großteil unserer Unfähigkeit, mit Risiken umzugehen, genetisch programmiert ist. Es gab schon vor einer Million Jahren Vorfahren, die generell weniger beziehungsweise keine Angst hatten und stehenblieben, wenn etwa ein Säbelzahntiger nahte. Und da sie in der Folge aufgefressen wurden, haben sich diese Gene auch nicht vermehrt. Automatismen, die wir von unseren Vorfahren genetisch vererbt bekommen haben, waren im Urwald durchaus nützlich, wie etwa Angst vor giftigen Lebensmitteln zu haben. Wenn es im Urwald um Leben oder Tod ging, war der Mechanismus der Panik ein extrem nützlicher. Heute jedoch sind wir eine Million Jahre weiter, wobei genetische Veränderungen leider nicht von heute auf morgen geschehen. Das dauert und so müssen wir noch ein bisschen warten, um generell mutiger zu werden.

„Das Nichtverstehen von Mathematik ist absolut salonfähig.“

„Ich glaube auch, dass ein Großteil unserer Unfähigkeit, mit Risiken umzugehen, genetisch programmiert ist.“



Christian Stockmar
Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz

Gefahr und Risiko werden oft vermischt

Die Begrifflichkeiten Gefahr und Risiko werden im Alltag oft vermischt und synonym verwendet. Jedoch ist Risiko nicht gleich Gefahr.

Bereits in den 50er-Jahren hat man integrierten Pflanzenschutz betrieben. Pflanzenschutz oder synthetisch-chemische Pflanzenschutzmittel beziehungsweise generell Pflanzenschutzmittel werden von den Landwirten dort eingesetzt, wo es notwendig ist, und in dem Ausmaß, das erfordert wird. Zwar haben wir mit den Landwirten, sprich, den Anwendern unserer Produkte sowie mit den Stakeholdern in der Landwirtschaft gut kommuniziert, ihnen unsere Produkte vorgestellt und auch die Anwendung entsprechend kommentiert. Allerdings muss ich uns an dieser Stelle selbst an der Nase nehmen, weil wir dabei die Verbraucher nicht mitgenommen haben. Dies ist deshalb problematisch, weil Pflanzenschutzmittel den Verbrauchern nicht so nahestehen.

Verbraucher wurde im Diskurs nicht mitgenommen

Der Verbraucher will gesunde Lebensmittel erwerben und die Supermarktketten sind voll mit Ernteprodukten. Aber der Pflanzenschutz selbst, also der Nutzen, den Pflanzenschutz mit sich bringt, ist ihm nicht bewusst.

Aus diesem Grund ist ja auch die IGP seit drei Jahren hier so aktiv. Wir gehen entschlossen auf den Verbraucher zu und kommunizieren so wie heute Themen, die uns beziehungsweise die Gesellschaft interessieren.

Es gab etwa seitens Global 2000 eine Publikation namens Pfützenstudie, wobei an 32 Stellen aus Pfützen Wasser entnommen wurde. Darin wurde zum Teil auch Glyphosat nachgewiesen. Wenn wir ein 50.000 Seiten starkes Schreiben einreichen, hält man uns eine Studien entgegen, die bloß sechs Seiten umfasst. Dabei wissen wir weder über die Methodik etwas, noch darüber, wer die Analyse durchgeführt hat. Es wird bereits an der Basis Verunsicherung betrieben, wenn behauptet wird, hier und dort seien diese und jene Pflanzenschutzmittel enthalten. Und so wird politisch versucht – allerdings auf unsachliche Weise – Verbote zu erwirken. Dem müssen wir entgegensteuern, wenn wir wieder auf den Boden der Sachlichkeit zurückkommen wollen.

Wie sicher sind Pflanzenschutzmittel

Pflanzenschutzmittel sind die bestuntersuchten Substanzen überhaupt. Bei Arzneimitteln wäre das etwa mit dem toxikologischen Bereich vergleichbar, hinzu kommt hier noch der Bereich Umwelt. Wie verhalten sich einzelne Stoffe in Boden, Wasser oder Luft? Was uns wieder zum eigentlichen Thema führt: Risiko beziehungsweise Risikoabschätzung bei Pflanzenschutzmitteln. Wir versuchen eine gewisse Sicherheit zu kommunizieren, was bestimmte Substanzen anbelangt. Allerdings ist das recht schwierig, da der Konsument Pflanzenschutzmittel in der Regel nicht allzu nahe steht.

Weltweite Unruhen und Katastrophen könnten womöglich ein Ansatz sein, um in Österreich das Thema Selbstversorgung beziehungsweise Versorgungssicherheit hervorzuheben. Und diesen Diskurs sollte man agrarpolitisch besetzen. Dazu bedarf es aber auch der Landwirtschaft, insbesondere der modernen Landwirtschaft sowie dem Einsatz moderner Betriebsmittel.

„Der Diskurs läuft verkehrt: Wenn wir ein 50.000 Seiten starkes Schreiben einreichen, hält man uns eine Studien entgegen, die bloß sechs Seiten umfasst.“



Albert Bergmann

Leiter des Instituts für Pflanzenschutzmittel in der österreichischen Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit

Wunsch nach absoluter Sicherheit erschwert seriöse Diskussion

Pflanzenschutzmittel werden zunehmend als Gefahr für die Gesundheit von Menschen und die Umwelt gesehen. Dabei schließt die Risikobewertung genau das aus.

Pflanzenschutzmittel standen und stehen immer in der Kritik der Öffentlichkeit. Die Vermischung bzw. falsche Verwendung von Begrifflichkeiten wie „Gefahr“ und „Risiko“ in diesem Zusammenhang sowie der Wunsch nach „absoluter Sicherheit“ erschweren oft eine seriöse Diskussion. Die Verwendung von Pflanzenschutzmitteln wird in der Öffentlichkeit immer als Gefahr für die Gesundheit von Menschen und Schädigung für die Umwelt gesehen. In der Realität besteht jedoch sowohl auf europäischer als auf nationaler Ebene die gesetzliche Verpflichtung für eine international harmonisierte, umfassende und sehr strenge Risikobewertung, die als oberstes Ziel den gesundheitlichen Schutz des Menschen aufweist, aber auch inakzeptable Auswirkungen auf die Umwelt ausschließen soll.

Eine Risikobewertung auf unserem Gebiet ist immer wissenschaftsbasiert, ich möchte fast sagen, dass die Zulassungsbehörde geradezu gierig nach Wissenschaft ist, was vor allem von den Antragstellern immer wieder mit Bedauern zur Kenntnis genommen wird. Es werden nämlich immer mehr Daten von unserer Seite verlangt. Das Thema Risikobewertung hat sich in den letzten Jahren also gewaltig verändert. Bewerte ich heute einen Stoff, so reihen sich bald Ordner an Ordner; Pflanzenschutzmittel und ihre Wirkstoffe zählen nicht ohne Grund zu den bestuntersuchten Stoffen überhaupt.

Ziel der Studien: Höchstmaß an aussagekräftigen Daten

Dazu ein Beispiel: Es gab früher Untersuchungen zur akuter Toxizität mit allerdings sehr fragwürdigem Design. Heute wären solche Studien eine interessante und kuriose Abwechslung, sie sind jedoch nicht mehr Standard. Ziel heutiger Studien ist die Erlangung möglichst vieler aussagekräftiger Daten, nach Möglichkeit unter Verwendung von möglichst geringen Tierzahlen. Das Level wurde eben enorm angehoben. Heute sitzen wir sprichwörtlich auf einem Berg von Daten. Und den brauchen wir auch, um eine solide Risikobewertung durchzuführen. Es geht eben insbesondere darum, dass bei dieser Prüfung, die alle Pflanzenschutzmittel und ihre Wirkstoffe durchlaufen, dem Gesundheitsschutz –sowohl für Anwender als auch Konsumenten – als auch dem Umweltschutz höchste Priorität zugewiesen wird. Und dass eben aufgrund des Einbaus von Sicherheitsfaktoren z. B. Höchstwerte Vorsorgewerte darstellen und keine gesundheitlichen Grenzwerte darstellen. Wissenschaft stellt eine „lebendiges“, wachsendes System dar, und das ist auch der Grund, warum alle Wirkstoffe spätestens 10 Jahre nach ihrer Genehmigung, diesen Prozess der Prüfung erneut durchlaufen müssen; mit einem Mehr an Daten und Informationen entsprechend dem aktuellen Stand von Wissenschaft und Forschung. Die Risikobewertung ist ein Kind ihrer Zeit, denn sie entspricht immer dem aktuellen Stand von Wissenschaft und Technik. Wir leben in einer Zeit, in der das Wissen exponentiell anwächst. Und das stellt Zulassungsbehörden natürlich vor die Herausforderung, hier Schritt zu halten.

Damit sind wir wieder bei Paracelsus und dass bei jedem Stoff die ihm eigene Gefahr identifiziert wird. Es interessiert uns aber nicht nur, welche Gefahr vorhanden ist, sondern auch bei welcher Dosis diese Gefahr auftritt. Und was hier noch viel entscheidender ist: Bei welcher Dosis tritt sie nicht mehr auf? Denn gerade diese „nicht mehr“ kritische Dosis in Relation zur Expositionsgröße zu setzen, stellt die eigentliche Risikobewertung dar.

Mediale Berichterstattung trägt oft zur Verunsicherung der Konsumenten bei

Die klare Darstellung dieser Aspekte für den Verbraucher ist nicht einfach. Bei Pflanzenschutzmitteln besteht das massive Problem, dass hier ein sehr komplexer Sachverhalt vorliegt. Und diesen komplexen Sachverhalt in wenigen Worten verständlich zu vermitteln, ist nicht einfach. Die Darstellung in Medien zu Pflanzenschutzmitteln entspricht nicht immer den tatsächlichen Gegebenheiten und trägt eher zur Verunsicherung der Konsumenten bei. Es gab etwa die Meldung, dass Pestizide in Mineralwässern gefunden wurden. Wenn man umrechnet, wie viel Mineralwasser ich pro Tag trinken müsste, um eine „gefährliche“ Dosis zu erreichen, komme ich auf mehrere 1.000 Liter. Wenn ich das wirklich tue, habe ich ganz andere Sorgen! Also warum wird das medial so dargestellt? Möglicherweise unter dem Motto: „bad news are good news“?

Glyphosat passt hier generell gut zum Thema. In den Zeitungen liest man oft, es gebe 17 Experten der IARC, deren Urteil verlässlich sei. Die EFSA wird hingegen namenlos dargestellt, was Unwissenheit suggeriert, überdies bezahlt von der Industrie. Doch so ist es nicht. Und gerade am Beispiel Glyphosat sieht man, dass hinter der „namenlosen EFSA“ jede Menge Wissenschaftler stehen. Die Endbewertung, die ja dann Basis für die Entscheidung der Europäischen Kommission darstellt, ist ja kein Werk Deutschlands, vom BfR oder Umweltbundesamt, sondern aller Mitgliedsländer. Müsste ich jedoch mit Zahlen operieren, würde ich sagen, dass 17 Experten der IARC mehre hundert internationale Experten gegenüber stehen, die anderer Meinung sind, nur ird das leider medial nicht vermittelt.

Das wirft die Frage auf: Wie kläre ich den Konsumenten am besten auf? In den letzten Jahren gab es eine Diskussion rund ums Bienensterben und um Neonicotinoide. Die mediale Aufklärung war einfach: hier die tote Biene, da das ausgebrachte Neonicotinoid. Daraufhin wurden Neonicotinoide verboten und wir betrieben in Österreich und Deutschland weiterhin Aufklärung darüber, wie es überhaupt zum Bienensterben kommt. Anhand diverser Forschungsprojekte fand man allmählich heraus, dass der Sachverhalt doch nicht so einfach ist, wie es scheint. Und diesen wirklich komplexen Sachverhalt dem Konsumenten zu erklären, überfordert in mancherlei Hinsicht.

„Bewerte ich heute einen Stoff, so reihen sich bald Ordner an Ordner; Pflanzenschutzmittel und ihre Wirkstoffe zählen nicht ohne Grund zu den bestuntersuchten Stoffen überhaupt.“

„Die Risikobewertung ist ein Kind ihrer Zeit, denn sie entspricht immer dem aktuellen Stand von Wissenschaft und Technik.“



David Süß
Generalsekretär der
österreichischen Jungbauernschaft

Bauern sollten Konsumenten informieren

Die Art der Bewirtschaftung sollte jedem Bauern selbst überlassen werden, denn kein Bauer setzt Pflanzenschutzmittel aus Jux ein, sondern nur, wenn es notwendig ist.

Ich bin selbst konventioneller Hofübernehmer. Wie es für uns zu Hause weitergehen soll, haben wir noch nicht entschieden. Das ist eine kollektive Entscheidung, wie in Familienbetrieben eben so üblich. Natürlich ärgern da Meldungen unheimlich, die uns Landwirte als die Bösen hinstellen, die die Lebensmittel vergiften; wenn immer wieder von falschen Tatsachen berichtet wird und weil eine so große Unterscheidung zwischen gut und böse beziehungsweise bio und konventionell vorgenommen wird.

Das ist etwas, was sich der Landwirt nicht verdient hat, egal ob konventionell oder bio. Jeder produziert auf seine Art und Weise Lebensmittel mit hoher Qualität, und zwar selbstbestimmt. Ich glaube, da stimmen wir alle miteinander überein. Und wie man das macht, bleibt jedem selbst überlassen.

Landwirt setzt Pflanzenschutzmittel nachhaltig und verantwortlich ein

Der eine fokussiert sich eher auf die Bio-richtung, der andere produziert auf konventionelle Weise. Dies muss passend formuliert und kommuniziert werden, was allerdings Schwierigkeiten mit sich bringen kann. Deshalb müssen wir darauf achten, dass bereits im Bildungsbereich ordentliche Lehrinhalte vermittelt werden. Ein Beispiel: Die Jungbauernschaft hat eine Offensive gestartet, im Zuge derer wir überprüft haben, wie die Landwirtschaft in unseren Schulbüchern dargestellt wird. Dabei haben wir zum Thema Pflanzenschutz ein Foto gefunden, das eine Uraltversion von einem Traktor mit Eisenrädern und alter Spritze zeigt, das vermutlich aus den 70er Jahren stammt. Und das in einem behördlich genehmigten Lehrbuch. Solche Dinge werden in unseren Schulen vermittelt. Dies ist wichtig zu wissen, um schon von klein auf anzusetzen und zu zeigen, was konventionelle Wirtschaftsweise wirklich bedeutet. Ich kann Ihnen sagen, dass kein Landwirt Pflanzenschutzmittel aus Jux einsetzt. Und wenn wir das richtig formulieren, werden wir auch mehr Verständnis ernten können. Pflanzenschutzmittel kosten Geld. Deshalb sollte der Konsument auch genau erfahren, wie viel jährlich in solche Betriebsmittel investiert wird, nicht bloß im Pflanzenschutz, sondern auch im Handelsdüngerbereich. Doch das zu kommunizieren, fällt schwer, da haben wir in der Agrarpolitik einiges verschlafen. Das betrifft nicht nur die letzten Jahre, sondern gar Jahrzehnte.

Landwirt muss Konsumenten informieren

Hier geht es um komplexe Sachverhalte, doch gibt es auch Pflanzenschutzmittelfirmen, die diese Themen äußerst gut und übersichtlich aufbereiten. Die Frage ist also, wer diese Inhalte kommuniziert. Die Medien tun das nicht, genauso wenig wie einzelne Institutionen, sei es die Landwirtschaftskammer, der Bauernbund oder das Bundesministerium für Landwirtschaft. Die einzige Möglichkeit ist meines Erachtens, dass der Landwirt dem Konsumenten das selbst erklärt. Und da wurden bereits viele Chancen verpasst. Vielleicht hätte man den Landwirt hierbei besser schulen müssen, doch das passiert immer nur, wenn es um Antragsstellungen geht, wenn es um neue Bio-Richtlinien usw. geht. Nimmt man dies hingegen in die Hand und ermöglicht eine anschauliche Darstellung, so könnten die Landwirte auch selbst aktiv werden.

Auch bei uns in der Ortschaft wird diskutiert: Wieso fährst du um 20 Uhr mit der Spritze los, wenn es bald finster ist? Also klärt man den Konsumenten auf: Den ganzen Tag über gab es starken Wind, hätte ich da gespritzt, wären alle anderen Felder bedeckt worden, nur meines nicht. Und sowas erklärt der Landwirt am besten selbst.

Lehrbücher oft überaltet: Bereitschaft zu Modernisierung vorhanden

Es war anfangs sehr mühsam, das Thema Schulbücher überhaupt aufzugreifen. Wir erhielten etwa 30 Einsendungen, hauptsächlich in Richtung Tierschutz, in denen der Landwirt als Massentierhalter dargestellt wurde. Den Pflanzenschutz betrafen nur wenige Beispiele, die dafür umso heftiger waren. Kurz darauf haben wir – die Jungbauernschaft – gemeinsam mit der Landwirtschaftskammer einen Round Table mit den wichtigsten Schulbuchverlegern ins Leben gerufen, bei dem eine enge Zusammenarbeit angekündigt wurde. Die Landwirtschaftskammer ist also durchaus bestrebt, diese Fehldarstellungen auszumerzen. Und es gibt sehr positive Zeichen, dass unsere Anliegen gemeinsam mit den Schulbuchverlegern umgesetzt werden, auch wenn das noch ein wenig Zeit benötigt.

Ich bin optimistisch was die Zukunft betrifft. Das Wichtigste ist meiner Meinung nach, Information seitens dieser Institutionen einfacher aufzubereiten, wie eine Art Kronenzeitung für Pflanzenschutz, wenn man so will. Die Inhalte müssten einfach und leicht verständlich sein, dann könnte das durchaus gelingen.

„Die einzige Möglichkeit ist, dass der Landwirt dem Konsumenten das selbst erklärt. Und da wurden bereits viele Chancen verpasst.“

#03

2016

IGP Dialog

Who feeds the world?

Österreich zwischen regionaler Selbstversorgung und globalem Supermarkt



Von links nach rechts: Alexander Müller, Othmar Commenda, Christian Stockmar, Michael Blass, Martina Salomon, Hermann Schultes, Katharina Koßdorff, Reinhard Wolf

Am 5. Oktober 2016 veranstaltete die „Industrie-Gruppe Pflanzenschutz“ (IGP) zum dritten Mal den „IGP Dialog“. Damit möchte die IGP eine Brücke zwischen den verschiedenen Interessen und ihren Vertretern – Landwirtschaft, Lebensmittelindustrie, Pflanzenschutzmittelhersteller, Konsumenten etc. – bauen und lädt gezielt ein, miteinander in einen Dialog zu kommen. Zum Thema „Who feeds the world? – Österreich zwischen regionaler Selbstversorgung und globalem Supermarkt“ waren folgende ExpertInnen geladen:

- **Michael Blass**
Geschäftsführer der Agrarmarkt Austria
- **Othmar Commenda**
ehem. Generalstabschef des Österreichischen Bundesheeres
- **Katharina Koßdorff**
Geschäftsführerin des Fachverbands der Nahrungs- und Genussmittelindustrie in der WKÖ
- **Alexander Müller**
Gründer von Topfer Müller Gaßner Think Tank for Sustainability, Berlin
- **Hermann Schultes**
ehem. Präsident der Landwirtschaftskammer Österreich
- **Christian Stockmar**
Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz
- **Reinhard Wolf**
Generaldirektor der RWA Raiffeisen Ware Austria



Christian Stockmar

Obmann IndustrieGruppe Pflanzenschutz

Strukturwandel gefährdet regionale Versorgung durch kleine Betriebe

Betrachtet man die Zahlen der landwirtschaftlichen Entwicklung der letzten zehn Jahre, sieht man: Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ist um 25 Prozent zurückgegangen, ein Drittel der Landwirte ist über 65 Jahre alt und zwei Drittel der Landwirte haben niemanden, der den Betrieb übernehmen wird. Wir leben also in einer trügerischen Idylle. Trügerisch vor allem insofern, weil man jederzeit von Krisen überrascht werden kann. Die Frage ist: Sind wir dafür gerüstet? Ein weitreichender Stromausfall, flächendeckende Wetterkapriolen, Terroranschläge, Schädlinge, Pilz- oder andere Krankheiten, die eine Ernte vernichten können – das alles sind mögliche Szenarien.

Idylle, weil wir eine Luxusdiskussion abseits der Realität der modernen Landwirtschaft führen, bei denen Qualitätsaspekte wichtiger werden, als die Selbstversorgung Europas mit Lebensmitteln. Im Obst- und Weinbau genügen im Prinzip schon zwei bis drei Frosttage im April, damit manche bäuerlichen Betriebe vor dem Ende stehen. Der Befall mit Krankheiten und Schädlingen gefährdet durch Ernte- und Qualitätseinbußen das wirtschaftliche Überleben landwirtschaftlicher Betriebe.

Das sind nicht nur die Sorgen der Landwirte, sondern es sind auch unsere Sorgen. Denn je mehr Betriebe schließen, desto schwieriger wird die regionale Versorgung durch kleine Betriebe. Schließen immer mehr kleine Betriebe, führt das zu einer Konzentration der Nahrungsmittelproduktion.

„Wir leben also in einer trügerischen Idylle. Trügerisch vor allem insofern, weil man jederzeit von Krisen überrascht werden kann.“

Trügerische Ernährungsidylle

Die IndustrieGruppe Pflanzenschutz (IGP) hat es sich zum Ziel gesetzt, durch sachliche Argumente und konstruktiven Dialog die Diskussion zum Thema moderne Landwirtschaft zu fördern. Dazu wurde insbesondere der IGP Dialog ins Leben gerufen, mit dem die IGP regelmäßig Experten zu den Themen Ernährung und Landwirtschaft an einen Tisch bringt. Daher freut es uns, dass sich der IGP Dialog mit einem interessierten, fachkundigen Publikum und Diskutanten zu einem Fixpunkt im agrarischen Terminkalender entwickelt hat. Der dritte IGP Dialog soll sich dazu mit den Themen Ernährung, Ernährungssicherheit und Versorgungssicherheit befassen, kurz- und langfristige Strategien zur globalen Versorgung mit sicheren und gesunden Lebensmitteln sowie zur Selbstversorgung Europas beleuchten und hinterfragen, inwieweit aktuelle Trends und strukturelle Entwicklungen in der Nahrungsmittelproduktion letztlich Auswirkungen auf die Fähigkeit haben, uns selbst zu ernähren.

Lassen Sie mich ein Gedankenexperiment machen: Angenommen, eine Gesellschaft erzwingt für die Landwirtschaft qualitätssteigernde Auflagen und Produktionsbedingungen, die vermeintlich gesellschaftlich gewünscht sind, deren Mehraufwand aber nicht honoriert wird. Was glauben Sie, ist die Folge? Wird der Konsument das teure, vermeintlich hochwertige Produkt kaufen oder greift er zum Produkt aus dem Ausland, das deutlich billiger ist und von dem wir nicht wissen, wie es produziert wurde? Die Erfahrung zeigt klar, dass die produzierte Qualität beim Einkauf nicht honoriert wird, sondern das billigere Produkt gekauft wird.



Alexander Müller

(TMG) ThinkTank for Sustainability Töpfer Müller Gaßner GmbH, Berlin

Jeder dritte Hektar produziert Abfall

Fast ein Drittel aller produzierten Lebensmittel werden weggeschmissen. Das sind 1,6 Milliarden Tonnen pro Jahr. Es kann doch nicht sein, dass wir im Augenblick jeden dritten Hektar auf der Welt benutzen, um Abfälle herzustellen. Wenn man den Wasserfußabdruck von Lebensmittelabfall betrachtet, ist Lebensmittelabfall das größte Land der Welt, gefolgt von Indien und China. Also da stimmt irgendwas an der gesamten Situation nicht.

Alle Prognosen, wie es mit der Ernährung oder mit der Energieversorgung der Welt weitergeht, sind immer stark vom Zeitgeist abhängig. Hätte vor fünf oder sechs Jahren jemand zu diesem Thema referiert, dann hätte er oder sie mit fester Stimme gesagt: Die Zeit des billigen Öls ist vorüber. Der Ölpreis ist immer über 100 Dollar und das wird weitreichende Auswirkungen auf die Lebensmittelpreise haben. Es ist unvorstellbar, dass sich das ändert. Heute wissen wir, dass das Unvorstellbare eingetreten ist. Deswegen muss man bei allen Prognosen darauf achten, welche Grundannahmen sich dahinter verbergen. Wir müssen auch hinterfragen, was sie stören kann – entweder politisch, oder aufgrund von Krisen.

Wenn wir über Welternährung sprechen, reden wir über eines der beiden großen Themen der Menschheit. Ich habe in den letzten Jahren an den Klimaverhandlungen teilgenommen und war etwa bei den Nachhaltigkeitsverhandlungen in New York (2015). Dort waren zwei Themen überragend: Energie und Ernährung. Welche Energie nutzen wir, und wie? Wie produzieren wir Nahrungsmittel und wie stellen wir die Ernährung der Weltbevölkerung sicher? Geht man beides

systematisch und strukturiert an, deckt man große Teile des Klimaproblems und der Nachhaltigkeitsdebatte ab. Jetzt stellt sich die Frage: Was müssen wir berücksichtigen, wenn wir in die Zukunft schauen wollen? Im Folgenden sollen daher vier Punkte behandelt werden: Erstens will ich globale Trends nennen, die wir aufgrund unseres heutigen Wissenstandes bestimmen können. Ich will aber auch zeigen, dass dabei große Varianzen im Spiel sind. Zweitens will ich auf die Frage eingehen, ob es so etwas wie planetare Grenzen gibt? Die Frage, die diskutiert wird, hängt eng mit der Landwirtschaft zusammen: Gibt es planetare Grenzen, die uns im Augenblick noch nicht bewusst sind, die aber politisch auf die Landwirtschaft und die Landwirtschaftspolitik zukommen werden? Ich werde mich drittens um eine Frage kümmern, die mich schon während meiner Zeit bei der Ernährungsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) in Rom sehr beschäftigt hat: Wie kann es sein, dass wir ein Drittel unserer Lebensmittel wegwerfen? Viertens zeige ich auf, wie sich im Augenblick die Weltmärkte darstellen. Damit will ich ein Bild jener Herausforderungen zeichnen, mit denen die Landwirtschaft aber auch die Agrarpolitik künftig konfrontiert sein werden.

Globale Trends

In den Vereinigten Staaten und in Lateinamerika gibt es zunehmend Diskussionen über die Frage, wie sich Krisen in der globalen Lebensmittelversorgung auf nationale Sicherheit und Stabilität auswirken. Blicken wir dafür auf die Jahre 2007/2008 zurück: Damals waren die Preise für Lebensmittel höher. In 22 Ländern weltweit gab es Unruhen – mit weitreichenden Auswirkungen. Die Frage ist: Was passiert, wenn aus irgendwelchen Gründen die globale Lebensmittelversorgung ins Rutschen kommt und wir nur für drei Tage Nachschubprobleme haben? Diese Frage sollte man in dieser Debatte berücksichtigen. Deshalb hat die Politik die große Aufgabe, hier vorzusorgen.

Bevölkerungswachstum

Die Weltbevölkerung wächst – nach die sog. Mittleren Bevölkerungsprognose der UN – auf bis zu zehn Milliarden Menschen im Jahr 2050. Eine max. Variante berechnet, dass sie bis Ende des Jahrhunderts auf 14 Milliarden steigt. Bei einer niedrigeren Variante nimmt die Weltbevölkerung hingegen ab 2030 ab. Armutsbekämpfung in Entwicklungsländern in Verbindung mit Frauenrechten und medizinischer Versorgung wird darüber entscheiden, wie sich die Kurve entwickelt. Das wird sich in großem Umfang auswirken. Wenn wir

über Welternährung diskutieren, dürfen wir nicht nur über Kilokalorien sprechen, sondern müssen über die großen Treiber der Veränderung reden. Da gibt es große Unsicherheiten. Doch: Über welche Teile der Welt reden wir eigentlich, wenn wir über Welternährung sprechen? Was sind die Anforderungen?

In Afrika werden wir weiterhin ein hohes Bevölkerungswachstum erleben. Die afrikanische Bevölkerung wird nach der mittleren Variante – nach allem, was wir heute wissen – bis Ende des Jahrhunderts um 2,5 Milliarden Menschen auf ca. 4 Mrd. wachsen. Wenn wir über Welternährung reden, aber keine Lösung für die Situation in Afrika finden, dann werden sich andere Entwicklungen nicht steuern lassen. In Asien gibt es auch große Veränderungen. Bis 2050 wird Indiens Bevölkerung größer sein als Chinas. In Europa wird sie hingegen leicht abnehmen.

Ich nenne gerne Äthiopien als Beispiel: Äthiopien hatte vor zehn Jahren noch rund 80 Millionen Einwohner. 2050 werden es zwischen 150 und 180 Millionen sein. Stellen Sie sich vor, in Österreich käme es zu einer Verdoppelung der Bevölkerung. In Deutschland hätten wir größte Schwierigkeiten, das zu organisieren. In Äthiopien gehen wir davon aus, dass genau das auch passieren wird und dass der Staat das managen kann.

Globale Interdependenz

Wir müssen uns also die regionalen Bedingungen ansehen, mitsamt den Auswirkungen auf Mobilität, Migration und Urbanisierung in einer hochgradig vernetzten Welt. Wir sind heute schon sehr stark voneinander abhängig.

Als Beispiel will ich hier den Import von „virtuellem Land“ nennen: Deutschland importiert enorm viel Sojabohnen. In Niedersachsen gibt es viel Schweinemast. Das Schweinefleisch wird größtenteils exportiert, vor allem nach China. Ich bin vom Bauernverband eingeladen worden, um bei einer Debatte darüber zu reden: Wie kriegen wir das Grundwasser wieder sauber? Mit dem Import von Sojabohnen kommen auch Nährstoffe. Die Nährstoffe bleiben, doch die Bauern haben nicht genügend Land. Dadurch steigen die Nitratwerte im Grundwasser.

Vor einiger Zeit gab es dazu auch die Debatte über die Eiweißversorgung Europas. Globale Interdependenzen existieren. Die Frage, wie die Ernährung sichergestellt wird, lautet auch: Was passiert, wenn es ein, zwei Jahre gibt, in denen es keine großen

Sojabohnenimporte aus Brasilien geben kann? Was bedeutet das für die Wirtschaft? Gleichzeitig stieg Chinas Import von Sojabohnen in den letzten Jahren von Null auf 80 Millionen Tonnen pro Jahr. Es gibt somit neue Konkurrenz und die globale Interdependenz wächst. Dasselbe gilt für Wasser: Wir haben riesige Wasserströme, das sogenannte „virtuelle Wasser“, das mit den Produkten verkauft wird. Studien befassen sich mit den Agrarexporten von Nordafrika und der Wasserversorgung. Die große Unbekannte ist der Klimawandel. Wir wissen relativ gut, wie sich die globale Temperatur im Durchschnitt erhöhen kann. Was wir allerdings kaum wissen, ist, was das für die Regenfälle bedeutet?

Bei der Debatte über globale Ernährung lautet die erste Botschaft: Es gibt Regionen, in denen es starke Nachfragezuwächse geben wird. Zweitens gibt es schon heute viele globale Verschränkungen. Das betrifft nicht nur den Export von Weizen aus Europa, zum Beispiel nach Ägypten, sondern auch den Import von Sojabohnen und Wasser. Kommt es hier zu einer Störung, haben wir unmittelbare Auswirkungen auf den gesamten Lebensmittelbereich.

Bodenverlust und Bodenerosion

Wir wissen, dass es in vielen Bereichen der landwirtschaftlichen Produktion erhebliche Probleme mit der Qualität der Böden, dem Vorhandensein von Wasser und der Wasserverschmutzung gibt. Man geht davon aus, dass momentan jedes Jahr durch Erosion, d. H. durch Wind und Wasser weltweit insgesamt rund 24 Milliarden Tonnen fruchtbarer Boden verloren gehen. Das sind drei Tonnen pro Kopf der Weltbevölkerung – oder in etwa die Menge, die in einen Kleinlaster passt.

Wir haben in Somalia Landstriche, in denen jährlich wegen falscher Produktionsweise, starkem Wind oder Erosion bis zu 100 Tonnen fruchtbarer Oberboden abhanden kommen. Das heißt, wir verlieren natürliche Ressourcen zu einem Zeitpunkt, an dem die Bevölkerung weiter wächst. Gebiete, in denen heute bereits Boden-, und Wasserknappheit herrschen, sind bevölkerungsreiche Landstriche Indiens. Auch in China gibt es bereits große Territorien, in denen Bodendegradierung, Wasserverschmutzung und Wasserknappheit die Realität sind.

China hat erkannt, dass sie sich weltweit Technologie einkaufen müssen, um die vorhandenen Probleme mit der Bodenbearbeitung, dem Wasser usw. anzugehen. Gleichzeitig wird China in den nächsten

Jahren rund 500 Millionen Menschen vom Land in die Stadt bringen. Das bedeutet eine gewaltige Strukturverschiebung. Damit ist eine Frage verbunden, die viel zu wenig angesprochen wird: Was bedeuten all diese Nachfragezuwächse bei Lebensmitteln für die Verstädterung oder für die Frage des zur Verfügung stehenden Volumens an klimaschädlichen Gasen?

Klimawandel & CO₂-Emissionen

Letztes Jahr wurde beschlossen, die globale Erwärmung auf zwei Grad zu beschränken. Diese zwei Grad bedeuten, dass nur noch eine bestimmte Menge an CO₂ emittiert werden soll. Wenn alle Menschen, die bis 2050 geboren werden, in Städten leben, wird der Bau dieser Städte – so wie wir heute bauen, also mit Beton und Stahl – zwischen 50 und 75 Prozent des noch vorhandenen CO₂-Budgets ausmachen, welches wir noch zur Verfügung haben, um die Erwärmung auf 2 Grad zu beschränken. Da wurde aber noch keine einzige Mahlzeit zubereitet und kein Auto betrieben. Meine Kollegen bei der FAO haben ausgerechnet, dass die Landwirtschaft, sollte sie nicht wie alle anderen Wirtschaftssektoren die CO₂-Emissionen drastisch reduzieren, sogar knapp 100 Prozent der erlaubten Emissionen im Jahr 2050 für sich in Anspruch nehmen wird. Kein Mensch glaubt, dass die Industrie weltweit sagt: „Wir werden CO₂-frei!“ – und die Landwirtschaft stößt weiterhin uneingeschränkt CO₂-Emissionen aus.

In Stockholm gibt es das hoch angesehene „Stockholm Resilience Centre“. Die Experten dort sagen, dass es zwei Bereiche gibt, in denen die Menschheit noch viel schlimmer dran ist, als beim Klimawandel – wir merken es nur nicht. Das ist einerseits der dramatische Verlust der genetischen Vielfalt. Sie sprechen dabei nicht über Pandabären und gefährdete Tiger, sondern über die genetische Vielfalt generell. Damit gemeint sind Insekten, die viele Pflanzen bestäuben, Bodenbiodiversität, Pflanzen und Tiere, aber auch die genetische Vielfalt, die wir im Bereich der Lebensmittelproduktion verlieren. Wir verlieren sie in großem Umfang. Der andere große Bereich, der unsere planetaren Grenzen überschreitet, betrifft die Art und Weise, wie wir Phosphor benutzen sowie den Stickstoffkreislauf. Liegen die Forscher richtig, dann bekommen wir in den nächsten Jahren eine Debatte über den Einsatz von Stickstoff und Phosphor und über genetische Diversität. Das ist ganz entscheidend für die Frage: Welche Art von Landwirtschaft brauchen wir?

Lebensmittelabfälle

Unser heutiges Lebensmittelsystem ist ein großer Verschwender. Fast ein Drittel der produzierten Lebensmittel werden entsorgt. Das sind 1,6 Milliarden Tonnen pro Jahr. Davon liegt der essbare Teil bei 1,3 Milliarden Tonnen. Rechnen wir das in CO₂-Emissionen um, sind Lebensmittelabfälle das drittgrößte Land der Welt. An erster Stelle steht China, danach folgen die USA und auf Platz drei sind die globalen Lebensmittelabfälle. Jeder dritte Hektar Boden wird benutzt, um Abfälle herzustellen. Die Lebensmittelabfälle entstehen aus verschiedenen Gründen: In Entwicklungsländern sind es Verluste vor der Ernte, Nachernteverluste und fehlende Möglichkeiten, um die Lebensmittel zu lagern, zu verarbeiten und zu transportieren. Bei uns haben Supermärkte und Haushalte einen großen Anteil daran. Dies ist ein Punkt, den wir sofort und unmittelbar angehen müssen. Wenn wir es nicht schaffen, diesen Bereich spürbar zu senken, wird die Debatte – Wie ernähren wir die Welt? – eine andere Dimension bekommen. Das Gleiche gilt für Wasser. Wenn man den Wasserfußabdruck von Lebensmittelabfall betrachtet, ist Lebensmittelabfall das größte Land der Welt, gefolgt von Indien und China.

Marktentwicklungen

Erschwert wird die Situation durch die Marktentwicklungen der letzten Jahre, die mit dem Lebensmittelpreisindex abgebildet werden: Die Preise sinken seit 2013 und gehen erst jetzt wieder leicht nach oben. Die Gründe könnten sein, dass Palmöl und Zucker teurer geworden sind. Weltweit hat die Landwirtschaft mit einem ungeheuren Preisdruck zu kämpfen. Nehmen wir Weizen: Jahresproduktion, -verbrauch und Lagerhaltung senden Preissignale: „Wir haben genug!“ Wir stellten jedoch fest, dass zwei große Missernten in diesem Zeitraum sofort den Preisdruck erhöhten. Bei Weizen wird für 2016/2017 vorhergesagt, dass die Weizenlager weiter wachsen. Das bedeutet für die Landwirte, dass die Preise sinken. Noch schneller geht das bei Milch. Die Landwirte bekommen kein Geld mehr dafür. Der weltweite Index für Lebensmittelprodukte geht nach unten, ebenso wie die Preise für Futtermittel – letztere allerdings weniger stark. Wie ich bereits am Anfang gesagt habe: Vor ein paar Jahren hätte jeder gesagt, dass die Zeit des billigen Öls vorbei ist. Das hatte mit dem Ölpreis 2009 zu tun. In den letzten Jahren hatten wir zwischen Mineralöl, Rohöl und den Maispreisen parallele Entwicklungen. In den USA gibt es über die Produktion

von Ethanol einen direkten Link zu Mais. Für Mais gibt es einen Basispreis, das sind die Lebensmittelkosten. Solange die Ölpreise unten sind, und das sind sie jetzt relativ gesehen zu den Maispreisen, wird es keine Erholung geben.

Fazit

Wir haben globale Trends, mit denen die beiden großen Fragen unserer Zeit – Energie und die Produktion von Lebensmitteln – eng zusammenhängen. Und die Anforderungen an die Landwirtschaft, ihren Beitrag zur Welternährung zu leisten, sind riesig. Deshalb ist der Vorausblick sehr wichtig. Welche Anforderungen kommen auf uns zu? Überlebt die Landwirtschaft in Europa? Welche europäische Landwirtschaftspolitik brauchen wir? All das ist auch essenziell für die Technologieentwicklung und sollte letztlich die Frage beantworten, wie wir die Welt ernähren. Dabei wird man auch auf die großen Fragen eingehen müssen: Wie beeinflussen wir die EU-Agrarpolitik und was müssen wir machen, damit wir zukünftig die Welt ernähren können, die Bauern genügend Kapital haben, um zu investieren, und wir die Technologie haben, uns anzupassen?

„Wenn man den Wasserfußabdruck von Lebensmittelabfall betrachtet, ist Lebensmittelabfall das größte Land der Welt, gefolgt von Indien und China.“

„Die Herausforderung besteht darin, die Landwirtschaft kapital- und einkommensmäßig so auszustatten, dass die Anpassung an die neuen Herausforderungen gelingt.“



Alexander Müller

Töpfer Müller Gaßner – ThinkTank for Sustainability, Berlin

Digitale Ernährungsdiskussion ist eine heimliche Revolution

Kann Europa die Welt ernähren? – Das kann es nicht. Das Bevölkerungswachstum von Afrika zeigt, dass eine massive Produktion von Lebensmitteln stattfinden muss.

Systemische Betrachtung ohne Tabus nötig

Wir müssen aufpassen, neue Herausforderungen nicht vor dem Hintergrund scheinbar alter Gewissheiten zu betrachten. Übergewicht und Typ-2-Diabetes sind weltweit rasant wachsend. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat einen Bericht herausgegeben, wonach die wirtschaftlichen Schäden durch Typ-2-Diabetes jedes Jahr 850 Milliarden Euro betragen. Weltweit gibt es kaum ein Gesundheitswesen, das darauf vorbereitet ist, geschweige denn, das bezahlen kann. Die Lösung der globalen Versorgungskrise muss immer auch beinhalten, was das für die Gesundheit der Menschen bedeutet.

In den USA gibt es diese Debatte zu Übergewicht, wobei es dort oft ein Problem der ärmeren Bevölkerung ist. In den Entwicklungsländern beobachtet man den Übergang vom Hunger, über Fehlernährung, hin zum Übergewicht. Ich war 2016 in Kenia bei der UN-Jahreskonferenz des Umweltprogramms. Damals war in der Zeitung ein großer Artikel darüber, dass das Gesundheitssystem Diabetes und Übergewicht in Kenia nicht mehr finanzieren kann. Ein anderes Beispiel: In den USA wird weltweit am effizientesten Mais angebaut. Teilweise beträgt die Ernte zehn bis

zwölf Tonnen pro Hektar. Ein Prozent davon wird von Menschen gegessen, 50 Prozent gehen in die Tiernahrung und sehr viel geht in die industrielle Produktion – etwa für Ethanol, aber auch Fructose für Softdrinks. Die Kehrseite davon ist, dass es massenhaft billige Fructose gibt, die in Softdrinks enthalten ist und deren Konsum oft direkt zu Diabetes führt. Man kann den Maisbauern keinen Vorwurf machen. Das ist ein Problem des Systems. Frisches Obst und Gemüse sind teuer, Softdrinks sind billig. Kein Mensch weiß, wie man die Probleme rund um Diabetes lösen soll.

Ein schwieriges Thema ist die Fleischproduktion. Nehmen wir das Beispiel Mais: Die effiziente Produktion von Mais ist die Voraussetzung für große „Feedlots“, in denen tausende Rinder gemästet werden. Das lässt sich wegen hygienischer nur durch den Einsatz von Antibiotika aufrechterhalten. Was passiert auf der anderen Seite? Viele Antibiotika wirken bei Menschen nicht mehr. Mittlerweile haben wir in der Humanmedizin sogar Reserveantibiotika, die nicht immer funktionieren. Auch in diesem Fall liegt das Problem beim System: Auf der einen Seite hocheffiziente Produktion von Mais und Tiermast, die nur mit Antibiotika durchgeführt werden kann, auf der anderen Seite Antibiotikaresistenzen, wobei wir schon jetzt große Probleme haben. Wir müssen Formate finden, in denen man solche Debatten führen kann, ohne gleich abgestraft zu werden, wenn man sagt: Fleisch wird nicht richtig produziert. Ich plädiere deshalb dafür, die Herausforderung der Welternährung von allen Seiten zu betrachten. Wir brauchen eine systemische Betrachtung. Die Landwirtschaft und alle Beteiligten sind gut beraten, proaktiv darauf zuzugehen. Ich bin davon überzeugt, dass die Landwirtschaft und die Ernährungswirtschaft das Potenzial haben, Teil der Lösung zu werden – auch beim Klimawandel sowie in anderen Bereichen.

Groß- vs. Kleinbetriebe: Wie produzieren?

Wenn der Fleischkonsum von Nordamerika auf die ganze Welt übertragen wird, braucht es einen zweiten Planeten, damit wir genügend Fläche und Wasser haben, um das notwendige Futter zu produzieren. Niemand weiß, wie man so viel Fleisch produzieren kann und gleichzeitig die natürlichen Ressourcen erhält. China hat jüngst angekündigt, den Fleischkonsum der Bevölkerung zu halbieren. Wir werden sehen, ob und wie das funktioniert. Es ist aber zumindest ein Zeichen, dass das Problem gesehen wird. Eine solche Ankündigung lässt sich in Europa so nicht umsetzen. Wir müssen uns die Frage stellen, a) was ist eine gesunde

Ernährung und b) wie bringen wir die gesunde Ernährung mit einer nachhaltigen Landwirtschaft, in der die Bauern dauerhaft überleben können, zusammen? Viele sagen, dass die Art und Weise, wie in Österreich auf den Almen Viehwirtschaft betrieben wird, die effizienteste Produktionsweise ist. Man produziert zwar weniger, dafür ist es auch gut für die Umwelt. Das Ergebnis ist hochwertiges Fleisch. Weltweit gesehen würde das jedoch erfordern, dass wir unseren Fleischkonsum reduzieren. Das Problem ist: In armen Ländern gibt es Bedarf an Proteinen, während wir zu viel essen. Man muss das regionalspezifisch betrachten. Durchschnittsbetrachtungen sind immer schwierig.

Ernährung als politische Bewegung

Auf Twitter finden sich hunderttausende Tweets von jungen Leuten, die sich um Fragen kümmern, wie „Wie ernähren wir uns? Was ist Nachhaltigkeit bei Lebensmitteln?“. Das ist ein Riesenspotenzial, das sich völlig abgekoppelt von der traditionellen Landwirtschaftsdiskussion entwickelt hat. Was diesbezüglich in den letzten Jahren passiert ist, ist schon fast eine heimliche Revolution. Im Augenblick finden im Rahmen der amerikanischen Präsidentschaftswahlen große Veranstaltungen über die Frage statt: Wie ernähren wir uns? Dort sind viele junge Leute zwischen 16 und 28 Jahren. Erstaunlich, dass das zu einer politischen Bewegung geworden ist! Schauen sie nur, wer in den Vorwahlen viele Stimmen bekommen hat! Das war „Bernie“ Sanders, der unglaublichen Zuspruch von jungen Leuten hatte. Jetzt herrscht die große Frage im Lager von Hillary Clinton: Wie kommen wir an die jungen Leute ran? Und was machen sie? Es gibt Events, Livestream, Food Blogs, Food Tank etc. Allein Danielle Nierenberg, die Präsidentin von Food Tank, hat 190.000 Follower und twittert mehrmals täglich über die komplexe Thematik Welternährung. Warum können wir das nicht übernehmen? Das ist uns ein bisschen fremd und es ist eine ganz andere Generation. Aber sie beschäftigen sich mit diesen Fragen, sind unbequem, fordern uns heraus und wollen mit uns nichts zu tun haben. Das halte ich für einen positiven Ansatz. Sonst bleiben wir immer dabei, uns Geschichten von früher zu erzählen.

Das Problem ist: In vielen Bereichen wissen wir noch viel zu wenig. In den letzten zwei Jahren hatten wir jedoch die Gelegenheit, einen Blick in die Zukunft zu werfen. El Niño heißt das Stichwort. Die veränderten Meeresströmungen, die dazu geführt haben, dass sich das Klima in einigen afrikanischen Ländern

stark verändert hat. Was sehen wir? Den Zusammenbruch der Produktion, obwohl Äthiopien über 20 Jahre lang als Musterbeispiel für Investitionen in die Landwirtschaft galt. Malawi wurde bis vor drei Jahren wegen der Fortschritte gepriesen. Heute: Dürre. Möglicherweise ist das Klima, das wir in den letzten zwei Jahren in diesen Ländern gesehen haben, die „neue“ Normalität in zehn, zwanzig Jahren. Darauf müssen wir uns vorbereiten.

Was wissen wir über das Management der natürlichen Ressourcen? Wir gehen immer davon aus, dass man mit Hochertragsorten und Bewässerung gut und effizient produzieren kann. Was wir nicht wissen, ist, ob eine ausreichende Bewässerung zur Verfügung steht. Eine der großen Unbekannten in der Klimadebatte sind die veränderten Regenfallereignisse. Darauf vorbereitet zu sein, ist die Aufgabe der Stunde. Das erfordert hohe Investitionen in landwirtschaftliche Forschung. Wir sollten ein Risikomanagement betreiben, das über die Frage, wie viele Tonnen Mais wir erzeugen können, hinausreicht. Die Landwirtschaft muss bei der Anpassung an den Klimawandel eine zentrale Rolle spielen. Sie ist entscheidend, ob wir Nachhaltigkeitsziele erreichen oder ob es großflächig Hunger mit all den genannten Auswirkungen gibt. Wenn man heute von einem Satelliten aus auf Europa schaut und das mit einem Bild vor zehn Jahren vergleicht, hat sich das dramatisch verändert. Um Europa herum, sowohl ums Mittelmeer als auch in Richtung Ukraine und Russland haben wir riesige Problemzonen. Kommt da dann noch die Hungerproblematik dazu, sieht die Lage deutlich dramatischer aus, als heute.

Europa kann nicht die ganze Welt ernähren

Kann Europa also die Welt ernähren? Nein, das kann es nicht. Die Zahlen zur demografischen Entwicklung in Afrika zeigen, dass die Produktion von Lebensmitteln dort massiv zunehmen muss. Wir müssen uns auch die Frage stellen, wie viele Arbeitskräfte dafür gebraucht werden. Im Augenblick sind Landwirte mit 1,6 Milliarden Menschen weltweit die größte Gruppe. Was wird passieren, wenn man die ganze kleinbäuerliche Landwirtschaft so verändert, dass man nur noch größere Strukturen in Afrika hat? Hunderte Millionen Menschen könnte es dann in die Städte ziehen – zusätzlich zum Bevölkerungswachstum, das ohnehin größtenteils in Städten stattfindet. Wir müssen deshalb auch die Leistung der Landwirtschaft, Arbeitsplätze zur Verfügung zu stellen, in die Debatte einbeziehen. Bei Krisenszenarien frage ich mich eher: Welche Landwirtschaft, welches Management

von natürlichen Ressourcen braucht man in Afrika südlich der Sahara? Welche Wertschöpfung braucht man, um die Menschen dort nicht mehr hungrig, sondern zufrieden zu sehen? Das sind zentrale Fragen, denn das sind Menschen, die in ihrem Land bleiben. Die Bevölkerung von Lagos in Nigeria wird sich bis 2050 vervierfachen. Wenn man beim Landeanflug über die Stadt fliegt, sieht man heute dort nur Slums. Deswegen muss bei erhöhter Produktion eine Landwirtschaftspolitik alle Leistungen der Landwirtschaft, auch das zur Verfügung stellen von Arbeitsplätzen, einbeziehen. Wir müssen die ländliche Regionalentwicklung, kleinbäuerliche Strukturen und die Erhöhung der Produktion so zusammenbringen, dass auch diese Menschen Arbeit haben. Die Landwirtschaft kann meiner Ansicht nach Teil der Lösung sein.

Österreich muss sich in Debatte um europäische Agrarreform einbringen

Ich bin überzeugt, dass die Frage der Kohlenstoffspeicherung eine zentrale Rolle spielen wird. Kein vernünftiger Mensch kann wollen, dass alles auf dem Feld gemessen wird. Das ist unglaublich teuer, ungenau und so weiter. Deswegen wird man auf gute fachliche Praxis setzen und das vertraglich regeln. Jetzt, da die ersten Weichen für die europäische Agrarreform gesetzt werden, sollte man sich in die Debatte einmischen. Zu sagen, dass wir das besser könnten, reicht nicht aus. Im Augenblick kommt es also politisch stark darauf an, sich in die Diskussion um die europäische Agrarreform einzuschalten. Es wird wieder eine geben und wir wissen, dass ausgehend von Frankreich bei der UN-Klimakonferenz 2015 in Paris der Vorschlag gemacht worden ist, die Leistungen der Landwirtschaft für den Kohlenstoffaufbau im Boden stärker zu honorieren. Da gibt es die „Quatre pour mille“-Initiative. Dieser Vorschlag wurde breit diskutiert. Ich glaube, dass um ihn herum eine neue europäische Landwirtschaftsreform geplant wird. Österreich hat gute Karten, weil man auch viel vorweisen kann. Ich kann nur raten: Kümmern Sie sich um diese Debatte! Versuchen Sie, sie zu beeinflussen. Es gibt nämlich auch großbäuerliche Gegenlösungen, die zum Nachteil der kleinbäuerlichen Landwirtschaft führen.

„Wir brauchen eine systemische Betrachtung. Die Landwirtschaft und alle Beteiligten sind gut beraten, proaktiv darauf zuzugehen.“



Reinhard Wolf
Generaldirektor der RWA Raiffeisen Ware Austria

Globaler Wettbewerb ist Europa einen Schritt voraus

Künftig ist damit zu rechnen, dass der globale Rohstoffwettbewerb massiv zunehmen wird. Europa braucht daher eine klare Strategie für die Nahrungsmittelsicherheit, denn China und Russland sind uns bereits einen Schritt voraus. Selbstversorgung als Trend ist daher sowohl privat als auch agrarpolitisch zu begrüßen.

Europa braucht klare Strategie zur Nahrungsmittelsicherheit

Der globale Rohstoffwettbewerb wird massiv zunehmen und künftig sicherlich nicht immer friedlich vorstattengehen. Die zentrale Frage bei der Diskussion der Nahrungsmittelsicherheit wäre also grundsätzlich jene nach der Strategie. Aktuell ist die Frage aber vielmehr, ob das Thema überhaupt auf der nationalen oder auf der europäischen Agenda steht. Ich befürchte, dass dem leider nicht so ist und unsere globalen Wettbewerber hier einen Schritt voraus sind.

China etwa ist in der Rückwärtsintegration sehr stark und übernimmt den weltgrößten Pflanzenschutzmittelhersteller, den weltgrößten Schweinefleischproduzenten (Smithfield Foods, Inc. USA), mit „Nidera“ einen der weltgrößten Dienstleister im Agrarmarkt und mit „COFCO“ den weltweiten Versorger mit Tomaten. Russland hat eine ähnliche Strategie: Dort will man sich mit „Low-Price-Systems“ Rohstoffe sichern und so Versorgungssicherheit herstellen. Russland ist auch – neben Südamerika – das einzige Land oder die einzige Region, die sowohl bei Kohlehydraten, als

auch bei Eiweiß und Öl annähernd Selbstversorger ist. Die Europäische Union ist nur bei Kohlehydraten, aber nicht bei Eiweiß und Öl Selbstversorger – auch ohne Biodiesel wäre dem so. Daher muss sich Europa die Grundfrage stellen, wie es sich in den nächsten 20 oder 30 Jahren ausrichtet, um Versorgungssicherheit gewährleisten zu können.

Österreich und EU mit unterschiedlichen Agrarstrategien

Europa hat hier ein weiteres Problem, nämlich jenes der fehlenden einheitlichen Strategie. Österreich hat zum Beispiel eine unterschiedliche Ausrichtung in der Landwirtschaft als viele andere Mitgliedstaaten der EU. Und Sicco Leendert hat ein grundsätzlich anderes Agrarprogramm für die EU formuliert und auch die westeuropäischen Länder haben einen völlig anderen Zugang als Österreich.

Ein Beispiel: Bei einer Diskussion in Amsterdam wurde die Ausrichtung der Landwirtschaft erörtert, also ob Europa dem österreichischen oder dem holländischen Prinzip folgen soll. Wäre nicht eine Dame von Greenpeace unter den Anwesenden gewesen, hätte niemand mit mir für den österreichischen Weg gestimmt, denn alle anderen haben den holländischen Weg gewählt.

Strom als zentraler Faktor bei Krisenresilienz

Ein weiterer Aspekt der Nahrungsmittel- und Ernährungssicherheit ist auch die Krisenresilienz. Aktuell gibt es in den Lagern ausreichend Getreide und andere Nahrungsmittel. Wir würden also längere Zeit auch mit größeren Produktionsausfällen durchhalten. Eine deutlich größere Gefahr wäre jedoch ein flächendeckender Ausfall der Stromversorgung: Denn ohne Strom funktioniert kein Silo, es kann also nicht eingelagert werden, zudem gibt es keine Tiefkühltruhe im Supermarkt und auch Milch kann nicht abgefüllt werden. Strom sowie IT- und Logistiksysteme sind zum Rückgrat der Gesellschaft geworden. Deshalb war die Krisenresilienz-Diskussion um Erbsen- und Weizenlager in Deutschland enorm wichtig, weil es Menschen sensibilisiert: Dass die Supermarktregale jeden Tag voll sind, ist nicht selbstverständlich. Die Europäische Union und die Mitgliedstaaten sollten daher diese Diskussion weiterführen, um ein europäisches Bewusstsein für diese potentiellen Risiken zu schaffen.

Urban Gardening fördert Wertschätzung von Lebensmitteln

Vor diesem Hintergrund ist der Trend zur Selbstversorgung und zu Urban Gardening also eindeutig positiv zu bewerten. Bei anhaltenden Versorgungsengpässen kann man sich so zumindest kurzzeitig selbst mit Nahrungsmitteln versorgen. Und auch wenn es keine amtlichen Statistiken über den Anteil selbstproduzierter Lebensmittel an der Gesamtproduktion gibt, können wir anhand der Verkaufszahlen in den Lagerhaus-Märkten klar feststellen, dass Hochbeete, Bewässerungsanlagen, Tütensamen etc. boomen. Das löst in der ganzheitlichen Betrachtung zwar weder das Versorgungsthema und ist auch keine Antwort auf die Frage der Versorgungssicherheit, aber es ist ein wichtiger Aspekt in dieser Diskussion. Menschen, die selbst Nahrungsmittel produzieren, wissen, welches Arbeitspensum und welcher Aufwand damit verbunden sind und bekommen einen anderen Bezug zu Nahrungsmitteln. Die Wertschätzung für Lebensmittel erhöht sich und die Verschwendung sinkt. Daher ist die Selbstversorgung ein Trend, den man gutheißen und unterstützen sollte – sei es auf privater und lokaler Ebene, als auch auf nationaler und europäischer Ebene.

„Der globale Rohstoffwettbewerb wird massiv zunehmen und sicherlich nicht immer in dieser freundlichen Art und Weise vorstattengehen wie heute.“



Katharina Koßdorff
Geschäftsführerin Fachverband der Nahrungs- & Genussmittelindustrie

Müssen dringend mehr Bewusstsein schaffen

Die Frage ist: Wieviel sind Lebensmittel überhaupt noch wert? Beim Thema Lebensmittelabfälle gibt es Zahlen für Österreich: das sind rund 300 Euro pro Mann und Nase, die pro Jahr an genusstauglichen Lebensmitteln weggeworfen werden. Hier verstärkt eine Bewusstseinsbildung zu schaffen, wäre ganz wesentlich.

Ernährungsdiskussion von Mythen beeinflusst

Als Agrar- und Lebensmittelwirtschaft müssen wir den Konsumenten noch ein Stück mehr mitnehmen. Mehr, als wir es bis jetzt gemacht haben. Die Debatten um Preise, eine zunehmende Geiz-ist-geil-Mentalität bei Lebensmitteln und die Diskussion darüber, was gut und was schlecht für ein gesundes Leben ist – gibt es „gute“ und „böse“ Lebensmittel? – Wie ernähre ich mich richtig? – das alles hängt letztendlich mit der Frage zusammen: Was wissen wir über Lebensmittel und was sind uns Lebensmittel heutzutage eigentlich noch wert?

Hier spielt auch das Thema der Lebensmittelabfälle hinein. In Österreich werden jährlich genusstaugliche Lebensmittel im Wert von rund 300 Euro pro Kopf weggeworfen. Da müssen wir verstärkt auf Bewusstseinsbildung setzen, etwa mit Projekten wie „Lebensmittel sind kostbar“ des Landwirtschaftsministeriums. Auf der anderen Seite müssen wir wieder mehr Wissen über Lebensmittel zum Konsumenten bringen. Denn wenn es ums Essen und Trinken geht, gibt es

so viele Mythen und Halbwahrheiten, wie bei kaum einem anderen Thema. Das Alltagswissen rund um Lebensmittel nimmt sukzessive ab. Das sehen wir etwa bei Kindern und in den Schulen. Fakt ist: Wir brauchen mehr Wissen statt Ideologie beim Essen und Trinken. Wir brauchen Fakten statt Meinungen. Das sollten wir noch gezielter an die nächste Generation weitergeben, damit diese mit dem Produkt „Lebensmittel“ gut umgeht und weiß, was da an Arbeit und Know-how dahinter steckt.

Volatile Preise sind Herausforderung für Lebensmittelindustrie

Die Lebensmittelindustrie hat innerhalb der Wertschöpfungskette eine „Sandwich-Position“ zwischen der Landwirtschaft und dem Handel. Wenn einer der Partner innerhalb dieser Kette stolpert oder die Konzentration und damit auch die Marktmacht eines Partners zunimmt, schlägt das Wellen entlang der gesamten Wertschöpfungskette. Daher tun die Entwicklungen in der Landwirtschaft in Wahrheit allen nicht gut. Denn wir sitzen im selben Boot. Wenn wir beobachten, dass bei Milch oder Fleisch die Preise abrupt und dauerhaft absinken und Landwirte längerfristig ihre Kosten nicht mehr decken können, hat das Folgen für die gesamte Lebensmittelwirtschaft. Weiterverarbeiter bekommen Probleme mit der Rohstoffversorgung insgesamt.

Die Agrar- und Lebensmittelindustrie ist das nächste Glied in der Kette und noch abhängiger von den volatilen Weltmarktpreisen. Wenn ich 20 Jahre zurück blicke, dann war die Situation der heimischen Lebensmittelindustrie folgende: Mit dem Beitritt zur Europäischen Union sind die Grenzen aufgegangen. Das war ein großer Vorteil, aber es hat auch mehr Wettbewerb gebracht. Die ersten Jahre nach dem Beitritt zur Europäischen Union waren eine schmerzliche Phase: Damals haben wir rund 10.000 Arbeitsplätze und 100 Betriebe verloren. Sie mussten zusperren oder wurden übernommen. Jene Firmen, die sich relativ rasch und zeitnah professionalisiert haben, die auf drei Standbeine gesetzt haben – nämlich auf die Sicherheit ihrer Produkte, auf Qualität und Genuss und gleichzeitig die Chancen neuer Märkte erkannt haben – die haben es geschafft. Jetzt haben wir rund 200 Firmen, die in Österreich industriell herstellen und die auch im Export sehr stark sind. Über den intensiven Export in 180 Länder haben die heimische Lebensmittelindustrie gemeinsam mit der Landwirtschaft es geschafft, sich auf dem harten Markt gut zu positionieren.

„Wenn es ums Essen und Trinken geht, gibt es so viele Mythen und Halbwahrheiten, wie bei kaum einem anderen Thema. Das Alltagswissen rund um Lebensmittel nimmt sukzessive ab.“



Michael Blass
Geschäftsführer Agrarmarkt Austria Marketing GmbH

Wettbewerb um Ressourcen muss vernunftgeleitet sein

Lebensmittel sind billig geworden und Lebensmittel sind durch die jederzeitige Verfügbarkeit in allen Varietäten auch in gewisser Weise banal geworden. Dieser Eindruck des Banalen wird auch auf die Grundprodukte und die Arbeit derjenigen, die Lebensmittel herstellen, übertragen.

Überangebot führt zu Banalisierung von Lebensmitteln. In meiner Kindheit gab es in einem Lebensmittelgeschäft Rohstoffe, die Menschen gekauft haben, um Speisen zuzubereiten. Aber Lebensmittel sind billig geworden und Lebensmittel sind durch die jederzeitige Verfügbarkeit auch in gewisser Weise banal geworden. Dieser Eindruck des Banalen wird auch auf die Grundprodukte und die Arbeit derjenigen, die Lebensmittel herstellen, übertragen.

Andererseits haben wir in Österreich ein paar Dogmen geschaffen. Wir halten an diesen „believes“ fest, die anderswo belächelt werden. Das gibt uns andererseits aber auch die Möglichkeit, bei der Vermarktung eine

„Unique Selling Proposition (USP)“ zu besetzen. Andererseits führen wir beim Thema Lebensmittelsicherheit Diskussionen über die 89. Schadenssubstanz und deren Interaktion mit der 90. Wir diskutieren Themen wie Übergewicht oder Adipositas mit einer Hingabe, dass man sich die Frage stellt: Wenn man das alles in Geld umrechnet und der Frage gegenüberstellt, wie viel Zeit und Energie wir für eine Versorgungsdiskussion aufwenden, – nämlich über Ernährungssicherheit und nicht Lebensmittelsicherheit – dann sind das politische Fehlsteuerungen.

Österreichs Export ist Success Story

Es hat in Österreich vor allem seitens der Landwirtschaftspolitik die klare Entscheidung gegeben, sich an die Spitze des österreichischen Lebensmittelexports zu stellen. Der Exporterfolg wäre aber nicht zustande gekommen, hätte es nicht eine Reihe von Initiativen gegeben, die das in Schwung gebracht haben. Der Anteil der Wertschöpfung, den die Lebensmittelbranche im Export leistet, steigt im Verhältnis zu den österreichischen Gesamtexporten von Jahr zu Jahr. Der österreichische Agrar- und Lebensmittelexport ist eine „Success Story“.

Das erkennt man auch anhand der Veränderungen nach dem österreichischen EU-Beitritt: Die Exportquote in der Lebensmittelindustrie, an der die Landwirtschaft einen großen Anteil hat, betrug 1995 noch 16 Prozent. Heute sind es 60 Prozent. Zwei Drittel werden somit im Ausland erwirtschaftet. Und dieser Exporterfolg ist breit aufgestellt und gerade bei den agrarischen Produkten, wie Milchprodukten und auch beim Rindfleisch, sehen wir sehr schöne Entwicklungen. Bei Obst und Gemüse ist es von Jahr zu Jahr unterschiedlich. Österreichischer Käse, vor allem Bergkäse, verkauft sich weltweit glänzend und die Branche macht sehr viel dafür. Dieser „Push“ ist da. Friedenspolitik muss Kampf um Ressourcen begleiten. Der Wettbewerb um Ressourcen ist mit kriegerischen Auseinandersetzungen verknüpft. Hier kann es nur eine Antwort geben: Vernunft. Konkret: Friedenspolitik.

„Der Wettbewerb um Ressourcen ist mit kriegerischen Auseinandersetzungen verknüpft. Hier kann es nur eine Antwort geben: Vernunft. Konkret: Friedenspolitik.“



Othmar Commenda

ehem. Chef des Generalstabs beim Österreichischen Bundesheer

Hunger kann globale Stabilität gefährden

Wir wissen, dass wir in den nächsten 20, 25 Jahren rund 50 Prozent mehr Lebensmittel produzieren müssen. Gleichzeitig rechnen wir mit um 25 Prozent höheren Ernteausfällen. Weil wir wegen des Klimawandels, wegen der Zerstörung des Nährbodens durch Kriege, Krisen, Atomkraftwerke usw. ständig Boden verlieren, der notwendig wäre, um die massiv zunehmende Bevölkerung zu ernähren.

In Afrika wird sich bis 2050 die Bevölkerungszahl verdoppeln. Bereits jetzt herrscht in 14 Ländern, darunter Äthiopien, Niger, Nigeria uvm. massiver Nahrungsmittelmangel. Im Prinzip tendiert fast ganz Afrika in diese Richtung. Sieht man sich die steigende Bevölkerungszahl an, wird es zuerst zu lokaler, dann aufgrund von Krisen zu regionaler, und zuletzt zu globaler Migration kommen. Derzeit wird geschätzt, dass sich in den nächsten 25 Jahren rund 700 Millionen Menschen in Afrika in Bewegung setzen werden. Wenn nur ein Prozent von diesen 700 Millionen nach Europa kommt, haben wir ein Problem. Schaffen wir es nicht, globale Ernährungszufriedenheit herzustellen, brauchen wir über die Qualität der Lebensmittel nicht nachzudenken. Das kommt in der Diskussion zu kurz. Es nützt nichts, wenn wir zufrieden sind, wenn das Problem ganz woanders liegt. Weder in Europa, noch auf globaler Ebene sehe ich hier derzeit Lösungsansätze.

Hunger ist zu fast 90 Prozent der Auslöser von Krisen, Konflikten und Kriegen. Über den Lebensmittelpreis kann ich jedes Land destabilisieren. Innerhalb von einem Tag gibt es Unruhen, Lager werden zerstört und Lebensmittelgeschäfte geplündert. Schon mit dem Wort Hunger lässt sich der gesamte Globus destabilisieren – oder stabil halten, wenn ich Hunger verhindere. Darüber müsste man nachdenken, nicht nur über die Qualität des Essens in Österreich.

Für österreichweiten Stromausfall nicht gewappnet

Ernährungssicherheit hat viele Facetten. Ich kann mich noch daran erinnern, als der Warschauer Pakt zusammengebrochen ist. Gleichzeitig hat sich Österreich von der sogenannten umfassenden Landesverteidigung verabschiedet. Das habe ich als Kardinalfehler betrachtet. Denn damals hat es ein funktionierendes System gegeben, bestehend aus ziviler, militärischer, wirtschaftlicher und intellektueller Landesverteidigung. Das gibt es in der Form nicht mehr. Es gibt zwar so etwas wie umfassende Sicherheitsversorgung, aber das ist bei Weitem nicht dasselbe. Wir hatten in Österreich umfangreiche Tanklager, ausreichend Treibstoff für einige Wochen. Wenn heute in Österreich ein Stromausfall stattfindet, werden Sie kein Benzin mehr bekommen. Die Benzinpumpe funktioniert nicht mehr, weil es kaum eine Tankstelle mit autonomer Stromversorgung gibt. Wir haben auch unsere gesamte Küche auf ein ökonomisches, das sogenannte Zentralküchenkonzept, reduziert. Wenn es kein Benzin gibt und die Autos die Verpflegung nirgendwohin bringen können, ist das sinnlos. Was nützen ausreichend Lebensmittel, wenn man sie nicht dorthin bringen kann, wo sie benötigt werden? Wenn sie nicht genützt werden, weil es keine strategischen Reserven gibt?

Sollten die Stromnetze ausfallen, sind wir, das muss ich leider zugeben, nicht dafür gerüstet. Wir sind nur für die Sicherheit zuständig, nicht für die Lebensmittelversorgung Österreichs. Wir haben uns zwar immer als eine strategische Handlungsreserve der Republik gesehen, wurden aber nie so behandelt. Ich muss zugeben, dass das Bundesheer nach zwei Tagen genauso hungern würde, wie der Durchschnitts-Österreicher, weil es bei uns keinerlei Lagerhaltung mehr gibt. Wir sind als Armee genauso schlecht aufgestellt, wie der große Rest von Österreich. Wir wissen, und haben das heute hier gemeinsam festgestellt, dass in Österreich ausreichend Nahrungsmittel verfügbar sind. Das wird auch in Zukunft so sein. Was wir nicht wissen: Wenn es zu Veränderungen kommt, wie be-

reiten wir diese Nahrungsmittel zu und wie erfolgt die Versorgung? Es nützt nichts, wenn wir über die Qualität von Essen sprechen. Dieses Thema ist in Österreich tabu und auch nicht gelöst. Wir haben Verantwortung unseren Kindern gegenüber. Wenn man sich die globale Ernährungsentwicklung anschaut, dann wissen wir, dass zum jetzigen Zeitpunkt rund 800 Millionen Menschen zu wenig zu essen haben.

„Derzeit wird geschätzt, dass sich in den nächsten 25 Jahren rund 700 Millionen Menschen in Afrika in Bewegung setzen werden.“



Hermann Schultes

ehem. Präsident der Landwirtschaftskammer Österreich

Das Problem ist das fehlende Wissen über Lebensmittel

Unser wirkliches Problem beim Thema Foodwaste ist, dass die meisten Leute gar nicht mehr wissen, was Lebensmittel sind. Sie kennen nur mehr Produkte aus der Industrie und können Speisen gar nicht mehr selbst zubereiten.

Europa muss bei Nahrungsmitteln handlungsfähig bleiben

Versorgungssicherheit ist eine Frage derer, die die Märkte gestalten. Die tatsächliche Versorgung ist jedoch eine Frage der Kaufkraft. Wo Kaufkraft ist, sind Nahrungsmittel; das zeigt sich in schlechten Zeiten, in denen sich die Wohlhabenden auf dem

Schwarzmarkt versorgen können. Beispiel Russland, wo ich vor kurzem war: Unser Käse darf bekanntlich nicht dorthin exportiert werden. Aber im Warenhaus GUM in Moskau sieht man alle Herrlichkeiten dieser Welt, sie kommen eben über die Schweiz ins Land. Aber, sind alle Lebensmittel für die „normalen“ Menschen zugänglich, auch in Krisenzeiten?

In einem Gespräch mit dem Bürochef der EU-Handelskommissarin haben wir uns die Frage gestellt, ob es noch sinnvoll sei, als Land eine autonome Landwirtschaft zu betreiben. Wir haben angesichts der Entwicklungen im arabischen Raum auch darüber geredet, ob die EU überhaupt noch die Möglichkeit hat, Lebensmittel als strategischen Hebel einzusetzen. Wir waren uns einig, dass es für Europa eines der am einfachsten und finanziell auch darstellbaren Instrumente für die internationale Politik ist, bei Lebensmitteln handlungsfähig zu bleiben. Für Europa wäre es ein großer Fehler, die Landwirtschaft weiter zurückzufahren. Damit würde man Instrumente, die man braucht, um in diesem instabilen Umfeld helfen zu können, aus der Hand geben.

Wir haben zwei Probleme, eines davon sind die Preise. Mit den Preisen, die wir im Augenblick haben, kann man nicht nachhaltig Landwirtschaft betreiben. Das zweite Problem betrifft die Ausgleichszahlungen für die Betriebe. Diese Zahlungen brauchen wir, um trotz schlechter Preise Gesamthektarumsätze darzustellen. Sind die Preise schlecht und bleiben die Ausgleichszahlungen jedoch gleich, geht „nur“ Einkommen verloren, aber möglicherweise läuft der Betrieb weiter. Wenn die Ausgleichszahlungen auch verloren gehen, ist es aus. Das Schlimme ist, dass derzeit die Preise schlecht sind und Ausgleichszahlungen ebenfalls in Diskussion stehen.

Wenn wir handlungsfähig bleiben wollen, brauchen wir aber sichere Systeme, um die Grundbedürfnisse in den einzelnen Ländern decken zu können. Mit Grundbedürfnissen meine ich, dass in Österreich mehr Menschen auf 100 Hektar leben, als zum Beispiel in Ungarn. Die Menschen hier müssen ihre Sozialversicherungsbeiträge zahlen, die aber in unseren Systemen viel teurer sind, als in Ungarn, um beim Beispiel zu bleiben.

Gibt es jetzt mehr Leute auf der gleichen Fläche, die höhere Sozialversicherungsbeiträge erwirtschaften müssen, brauchen diese eine andere finanzielle Basis als beispielweise ihre Nachbarn.

Diskussion um Getreide im Tank ist verlogen

Die Getreidevorräte steigen und die Preise sind extrem niedrig. Zum Vergleich: 80 Euro kostet momentan eine Tonne Hackschnitzel, Futtergetreide wird für weniger verkauft. Holzpellets kosten 200 Euro pro Tonne, Biogetreide auch nicht mehr. Daher finde ich die ganze Getreide-im-Tank-Diskussion verlogen. Mit Biotreibstoff wird niemandem das Essen „verbrannt“, aber dieser Treibstoff aus Industriegetreide hilft mit, den Klimawandel zu bremsen.

Wenn der Mensch Rindfleisch konsumiert, so wie das bei uns in Österreich üblich ist, verbraucht er 264 Emissionseinheiten. Mit Urlaubsflügen sind das zehnmal so viele Einheiten. Und weil wir es im Winter gerne warm haben, kommt man auf rund 5.200 Einheiten pro Österreicher. Jetzt frage ich mich: Könnte man nicht statt des von manchen Seiten propagierten Fleischverzichts eventuell ein Zimmer weniger heizen oder eine Flugreise weniger unternehmen?

Winterbegrünung unterstützt Reduktion der CO₂-Emissionen

In Österreich wird die direkte Leistung der Bauern in einem Vertrag honoriert. Das heißt nicht, dass der gesamte Betrieb seine CO₂-Bilanz völlig umkrempeln muss, sondern dass er sich verpflichtet, Winterbegrünungen anzubauen. Für diese klimawirksame Maßnahme erhält er Ausgleichszahlungen. Christian Krumphuber, Pflanzenbaudirektor der Landwirtschaftskammer Oberösterreich, konnte nachweisen: Mit der jährlichen Steigerung des Humusgehaltes – also dem Aufbau der organischen Substanz in den Böden durch dieses Begrünungsprogramm – können wir jährlich den CO₂-Ausstoß von 450.000 Autos im Boden speichern und eine Humusreserve aufbauen, die in unseren klimasensiblen Zeiten mit Niederschlagsschwankungen eine gewisse Stabilität bringt.

Wissen über Lebensmittel lässt nach

Ich freue mich über jede Initiative, die Menschen dazu bringt, selbst eine Pflanze wachsen zu sehen. Egal, ob das am Balkon ist, als „Urban Gardening“ oder im eigenen kleinen Garten. Denn viele junge Menschen sind schon ganz weit weg vom Lebensmittel selbst. Dieser „innere Abstand“ trägt nicht unwesentlich dazu bei, dass Lebensmittel heute viel leichter weggeschmissen werden, als das früher der Fall war. Dazu ein Erlebnis: Ein Biologielehrer, der junge Frauen unterrichtet, die Elementarpädagoginnen werden wollen, hat mir berichtet, dass er im Unterricht versucht, seinen Schülerinnen das wirkliche Leben näher zu bringen. Einmal nahm er ein Schweineherz mit, um ihnen das Herz-Kreislauf-System zu erklären. Die Damen hätten jedoch gequitscht und angeekelt reagiert. Danach bot er denjenigen mit einer Katze an, das Herz, also ein Lebensmittel, mitzunehmen, das man ja kochen könne. Die Antwort der angehenden Kindergärtnerinnen, die mit den Kindern und den Eltern übers Essen reden sollen, war: „Was, das willst du der Katze geben? Das frisst die Katze nie!“ In Wahrheit sind diese Studentinnen in einer Zeit groß geworden, in denen „normales“ Kochen zu Hause nicht mehr vorgelebt wurde. Der Zugang zu Lebensmitteln ist nicht mehr so stark, Katzenfutter kommt ja aus der Dose. Das zeigt das zentrale Problem, wenn wir über „kostbare“ Lebensmittel und Wegschmeißen reden: Viele wissen gar nicht mehr, was Lebensmittel sind. Sie können Speisen nicht mehr selbst zubereiten und kennen nur mehr industriell verarbeitete Produkte.

„Für Europa wäre es ein großer Fehler, die Landwirtschaft weiter zurückzufahren. Damit würde man Instrumente, die man braucht, um in diesem instabilen Umfeld helfen zu können, aus der Hand geben.“

#04

2017

IGP Dialog

Zurück ins Paradies oder vorwärts in die Vergangenheit:

Wie technophob ist Europa?



Von links nach rechts: Markus Hengstschläger, Christian Stockmar, Martina Salomon, Maximilian Hardegg, Kurt Koleznik, Sebastian Theissing-Matei

Martina Salomon, Chefredakteurin der Tageszeitung Kurier, führte durch den Dialog der Industrie-Gruppe Pflanzenschutz zum Thema: „Zurück ins Paradies oder vorwärts in die Vergangenheit – wie technophob ist Europa?“ In diesem Rahmen wurde nicht nur über landwirtschaftliche Themen, sondern generell auch über Ernährung und Innovation debattiert sowie allgemein über den Themenkomplex Forschung und Entwicklung, die Rahmenbedingungen für Unternehmen und Wissenschaft, aber auch über die Auswirkungen regulatorischer Trends in Europa.

- **Markus Hengstschläger**
Leiter des Instituts für Medizinische Genetik
- **Christian Stockmar**
Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz
- **Sebastian Theissing-Matei**
Landwirtschaftssprecher von Greenpeace
- **Maximilian Hardegg**
Landwirt
- **Kurt Koleznik**
Generalsekretär der Fachhochschulkonferenz



Christian Stockmar

Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz

Europa bremst Innovation und damit sich selbst

Wenn man über Forschung spricht, spricht man gleichzeitig über Innovation. Diese bietet Veränderung und damit Chancen zur Verbesserung, aber auch Möglichkeiten zur Verschlechterung.

Gesellschaftspolitisch betrachtet gibt es im Grunde zwei Gruppierungen: Die erste zieht faktenbasiert die Wissenschaft hervor. Heruntergebrochen auf Pflanzenschutzzulassung ist das die Zulassung von Pflanzenschutzmitteln nach dem Vorsorgeprinzip, also eine Beurteilung von Risiken auf wissenschaftlicher Basis. Die zweite Gruppierung in unserer Gesellschaft ist eher polemisch, populistisch und risikoscheu veranlagt und verfährt nach dem Gefahrenprinzip – das heißt, Gefahren möglichst zu verhindern.

Ich persönlich finde, dass wir einen Mittelweg finden sollten, um Risiko ganz allgemein zu beurteilen, und ich hoffe, wir können uns gemeinsam darauf einigen, dass dies im digitalen Zeitalter auf einer wissenschaftlichen Basis basieren sollte. Gerade heute, wenn soziale Netzwerke zunehmend an Bedeutung gewinnen, kann es oft eine Gefahr darstellen, nicht verifizierte Fakten über soziale Medien zu vertreiben. Vor allem wird es dann gefährlich, wenn ganz bewusst sogenannte Wahrheiten durch ganze Kampagnen verbreitet werden.

Unseriöse und unwissenschaftliche Argumente bestimmen Diskurs

In einer Verteidigungsschrift im Rahmen eines Gerichtsprozesses wurde für eine Kampagne einmal etwa damit argumentiert, dass man gar keine Fakten, sondern bloß Meinungen verbreitete und diese Meinungen daher keinesfalls verifizierbar wären. Angeblich entbehrten sie jeder wissenschaftlichen Datenbasis und waren vielmehr Hypothesen einer bestimmten Gruppierung. Und um für diese Hypothesen Gehör zu finden, wandte man eben das Mittel der Übertreibung an. Einfach gesagt: wer lauter schreit, findet eher Gehör.

Die nordamerikanische Journalistin Amy Payne zum Beispiel sieht in NGO's die größten Profiteure des postfaktischen Zeitalters. Postfaktisch wurde ja zum Wort des Jahres 2016 gewählt und so könnte man hier vielleicht interpretieren, dass die persönliche Meinung den Vorzug über die Fakten habe.

Ryan Holliday, ein Journalist des Forbes-Magazins, äußert zudem klare Bedenken, dass viele Organisationen die öffentliche Meinung mit Fake News zu manipulieren versuchen.

Bienensterben: Reale Gefahr oder Mythos?

Dazu ein Beispiel aus Europa, das auch Österreich betrifft: das Bienensterben. Jährlich veröffentlicht die EU-Kommission einen Bericht, in dem porträtiert wird, dass die Bienenvölker zunehmen. NGO's hingegen propagieren das Bienensterben. Wenn ich gar den Greenpeace-Jahresbericht von 2015 zitieren darf, so eigne sich die Biene hervorragend, um Menschenmengen zu mobilisieren. Vor diesem Hintergrund werden politische, aber auch regulatorische Entscheidungen getroffen, wodurch oft der Eindruck entsteht, dass bei regulatorischen Änderungen sowie bei der Zulassung von Wirkstoffen längst nicht mehr den wissenschaftlichen Fakten der Vorzug gegeben wird, sondern vielmehr Kampagnen, mögen sie auch noch so absurd sein.

Kampagnen zur Verbreitung von Einzelmeinungen stellen auch global gesehen eine Gefahr für den Standort Europa dar. Forschung und Entwicklung wandern ab, wodurch auch das Knowhow verloren geht. Europa investiert also in Forscher, die es letztendlich in andere Länder zieht. Darunter leiden die Wettbewerbsfähigkeit, die Innovationskraft und generell der Standort Europa.

Innovationskraft forschender Unternehmen wird zunehmend gebremst

Beispiel Pflanzenschutzmittelindustrie: Heute benötigen wir 13 Jahre für die Entwicklung eines Wirkstoffes, vor 20 Jahren waren es noch acht Jahre. Wir brauchen nun auch das dreifache Kostenvolumen, nämlich 280 Millionen für einen Stoff, während unsere großen Unternehmen 160.000 Substanzen jährlich screenen. Und wenn wir Glück haben, gelingt es uns, eine einzige weiterzuentwickeln. Dies sind die Rahmenbedingungen, an die wir uns anzupassen haben, um auch wirklich sicher zu stellen, dass nur sichere Substanzen zur Anwendung kommen. Gleichzeitig wird durch diese Rahmenbedingungen jedoch die Forschung und die Entwicklung in Europa zunehmend erschwert.

Um den Technologieschub voran zu bringen, bedarf es der Kommunikation, weshalb wir uns in diesem Forum auch als eine Art Transporteur der Bewusstseinsbildung des Pflanzenschutz-Diskurses sehen. Es ist Fakt, dass Europa zu viele Regularien hat und sich somit selbst bremst. Wir in der Pflanzenschutzindustrie erleben ja mit, wie wichtige Technologien verboten werden, teils auch durch Kampagnen, wodurch viele Betriebsmittel nicht mehr verfügbar sind.

„Es ist Fakt, dass Europa zu viele Regularien hat und sich somit selbst bremst. Wir in der Pflanzenschutzindustrie erleben ja mit, wie wichtige Technologien verboten werden.“



Maximilian Hardegg

Landwirt

Gesellschaft hat hohe Fortschrittsskepsis

Wir machen es uns zu leicht, wenn wir dem regulatorischen Regelwerk die Schuld für den geringen technologischen Fortschritt geben. Österreich ist zu sehr im Sicherheitsdenken verhaftet und hat zu wenig Unternehmergeist.

Wie hat schon der deutsche Kanzler und Gründer der sozialen Marktwirtschaft Ludwig Erhard gesagt? Die Wirtschaft ist ein Spiegelbild der Gesellschaft. Und so sehe ich das auch auf diese Frage gemünzt. Was für eine Einstellung haben die österreichische wie die europäische Gesellschaft zum Thema Fortschritt? Hier orte ich eine große Skepsis, wenn nicht gar Feindlichkeit. Österreich ist hier viel zu sehr im Sicherheitsdenken verhaftet, denn wir haben deutlich zu wenig Unternehmergeist, vor allem in Wien. In Oberösterreich ist das vermutlich anders. Ich komme aus dem Weinviertel, wo leider auch keine großen Unternehmer angesiedelt sind. Die Neugier an Innovationen ist da eigentlich unterentwickelt. Dabei ist das für die Landwirtschaft unser berufliches Selbstverständnis.

Wir leben heute nach den Grundsätzen von Wissen und Gewissen, wobei wir nicht alles, was wir tun können, auch tatsächlich anwenden. Und dies ist nun einmal in den Grundsäulen der europäischen Gesellschaft verankert. Papst Benedikt hat einmal gesagt, wir hätten drei Säulen: Gott haben wir vom Judentum, dem Volk Israel, geholt, die Philosophie von den Griechen und das Recht vom alten Rom.

Martin Luther hat gesagt, der Mensch wäre zum Arbeiten geboren, genauso wie der Vogel zum Fliegen. Man könnte das auch auf die Technologie umlegen: Wir sind dazu geboren und aufgerufen, uns weiterzuentwickeln, zu wachsen und technologischen Fortschritt zu betreiben.

Europa muss bei Fortschritt vorangehen

Um dies abzuschließen, möchte ich mir die Frage stellen, dass wer, wenn nicht wir, dazu prädestiniert sind, technologischen Fortschritt zu beurteilen? Denn das ist ja die ethische Komponente, die gleichzeitig stets ein wenig hinterher hinkt. Kommt etwas Neues, so wägt man dies sogleich ethisch ab, ob es auch zu uns passt und unseren Zielen entspricht. Und damit wir nicht immer hinten nachhinken, so wie etwa die Kirche in ihrer Ethik, müssen auch wir uns beteiligen, um bereits vorne weg bei Fragestellungen dabei zu sein. Wir in Europa sind Teil dieser Antworten und dürfen uns nicht ausruhen, indem wir andere wie China forschen lassen, um dann zu entscheiden, ob wir eine Innovation anwenden wollen oder nicht. Denn wenn wir so agieren, dann haben wir eindeutig unsere Aufgabe verfehlt.

Der Schnittstelle zwischen Politik und Wissenschaft würde ich gern noch eine weitere hinzufügen, die Wissenschaft und Praxis beziehungsweise Politik und Praxis heißt. Mein Wunsch wäre es, dass sich die Politik an Leitbetrieben, an hervorragenden Unternehmen und auch an Hidden Champions orientiert und ihre Politik nach den Wünschen und Anliegen dieser Wirtschaftsbetriebe ausrichtet. Dass man gleichzeitig auch die Wissenschaft im Bereich der angewandten Forschung, Wissenschaft und Praxis beachtet und ebenfalls nach entsprechenden Schnittstellen sucht, da es hier zu viele offene Fragen gibt. Ein einfaches Beispiel: Windenergie wird politisch extrem gefördert, mit hohen Einspeisetarifen, für die übrigens jeder Stromkunde bezahlt. Hätte es diese hohen Einspeisetarife jedoch nicht gegeben, so würden wir heute technologisch deutlich weiter entwickelt sein.

Landwirtschaft kann Schaffer von Biodiversität sein

Ein zweiter, allerdings ganz anderer Bereich, ist die Artenvielfalt, worüber sich die NGO's massiv echauffieren. Der Living Planet Report des WWF etwa besagt, dass die Artenvielfalt weltweit um zwei Prozent jährlich abnimmt. Und wer trägt die Schuld daran?

Die moderne Landwirtschaft, die Pflanzenschutzmittel und andere Betriebsmittel anwendet. Doch die Lösung hier ist nicht etwa, den Landwirten ihre Arbeit zu verbieten, sondern vielmehr die Landwirtschaft als Schaffer von Biodiversität einzubinden. Wir selbst setzen das in unserem Betrieb stark um. Das ist ja auch ein hochspannendes Projekt für die angewandte Forschung.

Weiters möchte ich noch ein globales Projekt anführen: Golden Rice. Entwickelt vom Schweizer Wissenschaftler Professor Ingo Potrykus, ist eigentlich ein Human Research, da es nicht patentiert, sondern der Menschheit frei zur Verfügung gestellt wurde. Dieser Golden Rice ist mit Vitamin A angereichert und kann so Mangelernährungskrankheiten vorbeugen, wie etwa der Erblindung in Indien, eine in Schwellenländern vor allem bei Kindern häufig auftretende Krankheit. Golden Rice hat dieser Mangelerscheinung also Abhilfe geschafft, wobei die Einführung dieses Produkts massiv von NGO-Seite her unterbunden wurde.

Braucht einen Dialog auf Augenhöhe

Worum es mir aber wirklich geht, ist festzuhalten, dass wir momentan zwei Pole haben, denen wir gegenüberstehen. Auf der einen Seite befinden sich die Moralierer, das sind die NGO's. Diese erhalten viel Anklang in der Gesellschaft, wenn sie meinen, dass man dies und jenes nicht dürfe, weil es schlecht für uns sei. Die Gruppe auf der anderen Seite tut sich deutlich schwerer, wenn sie versucht, verantwortungsbewusst zu handeln und abzuwägen, was ich bereits umschrieben habe: Wie wir mit Innovationen in unserer europäischen Hochkultur umgehen. Und diese beiden Pole müssen zueinanderfinden, ohne dass einer von ihnen, wie momentan die Moralierer, die Oberhand behält. Hier werden wir jedoch nur weiterkommen, wenn wir auch vernunftorientiert argumentieren.

Politik und Bürokratie hemmen Unternehmergeist

Natürlich haben wir in Österreich einen Unternehmergeist und es gibt auch hervorragende Unternehmer, große wie kleine – allerdings nicht wegen der Politik, sondern trotz ihr. Das, was unsere Wirtschaft eigentlich braucht, ist, von der Politik in Ruhe gelassen zu werden. Die Bürokratie drückt enorm und das hemmt einfach die Kreativität und den Unternehmergeist. Wir haben hierzulande eine Gesellschaft, der

ein Sicherheitsdenken zugrunde liegt. Denn wenn Sie den Eurobarometer-Umfragen der EU glauben schenken, so möchten die jungen Österreicher am liebsten Beamte bei Gemeinden werden. Keiner will etwas wagen, niemand möchte unternehmerisch tätig werden – es ist einfach nicht „in“. Die Menschen forcieren einen sicheren Arbeitsplatz, um einmal in den Hafen der Pension einzulaufen. Und wenn eine Gesellschaft einmal diese Denkweise annimmt, dann wird es schwierig, diese wieder abzulegen.

Eine Möglichkeit wäre die Not, die wir uns natürlich nicht wünschen. Sie war stets eine enorme Triebfeder für den Erfindergeist, auch für meinen Bereich in der Landwirtschaft. Ich denke da etwa an die Nahrungsmittelknappheit nach dem Zweiten Weltkrieg, die einen enormen Innovationsgeist hervorgebracht hat. Der Mähdescher stammt aus dieser Zeit sowie der vereinzeltfreie Rübenanbau und all die wirklich großen Fortschritte in der Landwirtschaft, die dazu geführt haben, dass wir heute von unseren Haushaltsausgaben nur noch elf Prozent für Nahrungsmittel ausgeben und 89 Prozent für Flachbildschirm, Kommunikation und vielleicht auch Bildung. In den Schwellenländern ist dieses Verhältnis umgedreht, was heißt, dass jeder zusätzlich verdiente Euro ausgegeben wird, um Nahrung zu kaufen. Die Not ist und war eben schon immer eine große Triebfeder für die Gesellschaft.

In Europa sind Bauer und Konsument gekoppelt

Ich habe vor einigen Jahren mit einer Expertenrunde Farmer in den USA besucht. Vorweg, der amerikanische Farmer ist nicht mit dem europäischen Landwirt gleichzusetzen, da gibt es Unterschiede. Wir haben uns vor Ort nach der Anwendung von GMO's erkundigt, wobei wir immer wieder dieselbe Antwort erhalten haben: Konzern schlecht, Produkte des Konzerns gut. In Europa pflegt man hingegen einen ganz anderen Zugang, denn als Landwirtschaft richte ich mein Ohr wirklich auf die Gesellschaft. Ich würde nie etwas tun, wovon ich weiß, dass die öffentliche Meinung dagegen ist. Ich sehe mich hier als Dienstleister, als jemand, der leistungsfähige Nahrungsmittel für die Bevölkerung herstellt und schaut, dass eben nur elf Prozent ausgegeben werden.

Somit würden wir hier sicherlich nichts Vergleichbares erzwingen können, weil wir in Europa einfach eine größere Nähe zum Konsumenten haben. Auch das Verhältnis von Stadt zu Land hat in Österreich eine andere Bedeutung als in den USA. Hier leben Sie

am Land und arbeiten in der Stadt, in den USA hingegen ist das doch weitestgehend entkoppelt. Das heißt, den Vorteil, den ein US-Landwirt vielleicht hat, ist gleichzeitig auch ein Nachteil, vor allem wenn es um die Nähe zur Gesellschaft beziehungsweise zum Kunden geht. Der Österreicher vertraut auf heimische Produkte, das ist ihm enorm wichtig. Denn die Erhaltung der Kulturlandschaft hat einen wesentlichen Wert für uns und diesen versucht die hiesige Community zu hegen, so gut es geht.

Wir sind keine Kultur des Scheiterns

Zur Angst vor Veränderungen: Der Mensch ist zum Glück sehr konservativ eingestellt. Zum Beispiel haben wir unsere Vorzüge, was die Kulinarik angeht. Um diese zu ändern, braucht es doch recht viel. Also muss etwa mir als Winzer schon ein großer Fehler unterlaufen, wenn Sie plötzlich von mir zu einem anderen Produzenten wechseln. Der Mensch ist eben ein Wesen, das ungern etwas verändert, wir sind keine Kultur des Scheiterns. Und wenn heute ein Forschungsprojekt oder ein Gesetz misslingt, so ist das politisch untragbar. Dabei bräuchten wir eine Fehlerkultur, denn nur durch Fehler können wir uns verbessern. Das größte Risiko sehe ich darin, dass wenn, wie eingangs gehört, die Zulassungsverfahren etwa für Pflanzenmedizin in Europa dermaßen kompliziert und sperrig werden, es die großen Konzerne bald fortzieht.

„Wir sind dazu geboren und aufgerufen, uns weiterzuentwickeln, zu wachsen und technologischen Fortschritt zu betreiben. Doch Politik und Bürokratie hemmen jeden Unternehmergeist.“

„Die Not ist und war eben schon immer eine große Triebfeder für die Gesellschaft.“



Sebastian Theissing-Matei
Landwirtschaftssprecher von Greenpeace

Fortschritt bei Technik und Innovation sinnvoll

Technik, Wissenschaft und Innovation sind natürlich essenzielle Bestandteile, um die großen Umweltfragen unserer Gesellschaft zu beantworten. Und auch die biologische Landwirtschaft ist eine sehr moderne Landwirtschaft mit enormem Knowhow. Aber eingeführte Technologien müssen auch wieder verschwinden können, wenn sie sich nicht bewähren.

In punkto Züchtung etwa unterstützen wir (Greenpeace, Anm. d. Red.) ganz klar MAS, die Marker gestützte Selektion, wobei ein biotechnologisches Verfahren genutzt wird, um Eigenschaften von Pflanzen schneller zu erkennen und somit effizienter zu züchten. Die Züchtung an sich ist aber eine konventionelle, es kommt also nicht zu gentechnischen Eingriffen in der Pflanze. Ein weiteres Beispiel: Hackgeräte mit Kamerateuerung. Hackgeräte dienen der mechanischen Unkrautbekämpfung, wobei links und rechts von der eigentlichen Nutzpflanze mit Klingen die Wurzeln von Unkräutern durchschnitten werden. Eine wahnsinnig genaue Arbeit, bei der es um Zentimeter geht. Der Landwirt muss mit seinem Traktor sehr genau hantieren, um nicht die eigene Kulturpflanze zu beschädigen. Die Kamerateuerung regelt per Hydraulik die Klingen zentimetergenau. An solchen Beispielen sieht man, dass Technik und Innovation sinnvoll sind.

Trotzdem sage ich ganz klar, dass nicht alles prinzipiell technisch Machbare auch angewandt werden soll. Dabei denke ich an prominente Beispiele wie die Atomkraft oder Gentechnik in der Landwirtschaft. Hier brauchen wir Risikoabschätzungen und Technikfolgenabschätzungen – die natürlich wissenschaftlich passieren müssen.

Globale Versorgung ist sozioökonomisches Problem

Bezüglich Golden Rice möchte ein paar Dinge richtig stellen, da seit Jahren immer wieder Fehlinformationen kursieren und reproduziert werden. Erstens, Golden Rice existiert als Produkt noch nicht, er ist nicht marktreif. Das hat vor allem damit zu tun, dass er eine extreme Ertragsschwäche hat, was in den Publikationen des Institutes, das daran forscht, nachzulesen ist. Das hat sich auch in den letzten 20 Jahren Forschung nicht geändert, die „Erfolgsstory“ lässt also noch auf sich warten. Es ist somit schlicht falsch, die Sachlage so zu verzerren, dass Greenpeace Schuld an der Nichteinführung am Markt ist. Zweitens, Mangelernährung ist im globalen Süden ein großes Problem. In erster Linie ist das eine sozioökonomische Fragestellung, bei der es vor allem um Armut geht. Den Menschen fehlt der Zugang zu Land und somit zu Ressourcen, wodurch ihnen keine ausgewogenen Nahrungsmittel zur Verfügung stehen. Aus meiner Sicht ist es ein Irrglaube, dass man ein so komplexes Problem mit einer singulären Technologie wie Golden Rice beheben könnte. Da braucht es eben auch sozioökonomische Zugänge. Drittens gibt es sehr erfolgreiche Programme, die etwa bei Vitamin A-Mangel kurzfristig mit Präparaten, also Tabletten, nachhelfen.

Die wirkliche Lösung liegt in der Armutsbekämpfung selbst. Lokalität ist dabei ein wichtiges Stichwort. Es gibt sehr interessante und erfolgreiche lokale Projekte, bei denen mit Hinterhofgärten gearbeitet wird. Bei denen es vor allem um Bildungsmaßnahmen geht, um den Menschen zu vermitteln, was bei diesem Klima und in dieser Region überhaupt angebaut werden kann, das Vitamin A enthält. Meist fehlt hier nämlich einfach das Knowhow. Mein Punkt ist, dass man für verschiedene Lokalitäten verschiedene Lösungen braucht und nicht bloß eine singuläre Technologie anwenden kann.

Fortschritt braucht auch Möglichkeit der Rückholbarkeit

Ich möchte noch einen weiteren Punkt ansprechen. Natürlich stellt sich gerade bei neuen Technologien die entscheidende Frage, ob man etwas, das man in ein System einführt, auch wieder herausnehmen kann, falls sich Probleme ergeben. Die grüne Gentechnik in der Landwirtschaft ist für uns deshalb ein großes Problem, da die Rückholbarkeit oft nicht gegeben ist. Im geschlossenen System, zum Beispiel bei der Produktion von Insulin, stellt Gentechnik kein Problem dar. Grüne Gentechnik in der Landwirtschaft hingegen, wenn sie auskreuzt und einmal in der Natur ist, ist nicht mehr rückholbar.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf die sogenannten „schädlingsresistenten“ Pflanzen eingehen, die in den USA genutzt werden und deren Zulassung in der EU gerade wieder beantragt wird. Angeblich müssen bei ihrer Kultivierung weniger Pestizide eingesetzt werden. „Schädlingsresistent“ heißt in diesem Fall konkret, dass diese Pflanzen permanent selbst ein BT-Toxin produzieren. Natürlich brauche ich weniger Insektizide, wenn eine Pflanze explizit dafür geschaffen wurde, bereits eigens ein Gift zu produzieren, um bestimmte Insekten abzutöten. Aus meiner Sicht widerspricht das jedoch komplett dem integrierten Pflanzenschutz. Das ist ja etwas, worauf wir uns im integrierten Pflanzenschutz bereits geeinigt hatten, nämlich, dass man Gifte nicht vorbeugend einsetzt. Der große Nachteil ist also einfach, dass von der Pflanze permanent Gift produziert wird und nicht nur bei akutem Schädlingsbefall.

Europa kann auf Vorsorgeprinzip stolz sein

Wenn wir über die Unterschiede zwischen der EU und anderen Regionen der Welt sprechen, so können wir zurecht stolz auf unser Vorsorgeprinzip in Europa sein sowie darauf, dass dieses eines der Grundprinzipien in der Umweltpolitik ist. Diese Errungenschaft soll nicht schlecht geredet werden. Was die Unterschiede zwischen EU und USA in punkto Gentechnik usw. angeht, so sehe ich uns nicht im Nachteil. Die gentechnikfreie Landwirtschaft sowie die Fokussierung auf Biolandwirtschaft in Österreich ist vielmehr eine Erfolgsgeschichte und eine Stärke der österreichischen Landwirtschaft. In den USA wird billiger produziert, doch diese Güter wollen die Konsumentinnen und Konsumenten in Europa nicht unbedingt.

Ich möchte mit etwas Positivem enden. Natürlich brauchen wir Forschung und Innovation. Greenpeace hat zum Beispiel den ersten FCKW-freien Kühlschrank sowie das erste Drei-Liter-Benzinauto gebaut. Wir sind gerade im Bereich der Energiewende immer an Lösungen technischer Natur interessiert, denn die braucht es ja. Doch warne ich davor, zu denken, dass wir alle Umweltprobleme nur durch Technik lösen können. Das wäre naiv, denn Wissenschaft und Forschung sind wie gesagt nur Teile der Gesamtlösung.

„Natürlich stellt sich gerade bei neuen Technologien die entscheidende Frage, ob man etwas, das man in ein System einführt, auch wieder herausnehmen kann, falls sich Probleme ergeben.“



Kurt Koleznik

Generalsekretär der Fachhochschulkonferenz

Wissenschaft sucht zunehmend Partner in der Wirtschaft

Hochschulen kommen aus ihren Elfenbeintürmen und suchen sich Partner. Das ist auch dringend notwendig, denn nur so wird man international wahrgenommen.

Ich möchte mich an dieser Stelle generell auf die Aufgabe der Wissenschaft beziehungsweise auf das Thema Kooperation mit der Wirtschaft konzentrieren, die gut funktioniert, wobei es hier sicher noch Luft nach oben gibt. Im Grunde heißt Zusammenarbeit auch immer Beziehungsarbeit. Und wenn Einrichtungen, die so heterogen wie die Hochschulsektoren sind, zusammenarbeiten, so ist das tatsächlich eine Beziehungsarbeit. Viele Jahre hat das leider nicht funktioniert, wobei sie mittlerweile immer besser zu werden beginnt. Die Hochschulen kommen aus ihren Elfenbeintürmen heraus, da sie gefordert sind und nun auch aktiv den Kontakt zur Wirtschaft suchen. Das bedeutet auch, dass sich die hochschulischen Einrichtungen darauf vorbereiten müssen und mit ihnen auch entsprechend das Personal. Die gesamte Einstellung muss anders werden, und auch die Forschung wird in Zukunft nicht nur an Hochschulen stattfinden. Man muss Allianzen schaffen und Partner finden, um international sichtbar zu werden. Doch auch hier hat sich bereits einiges getan, wenn man sich anschaut, wie sich diese Organisationen die letzten 20, 30 Jahre über entwickelt haben.

Und natürlich hat es auch vonseiten der Politik her Einsehen gegeben. Unsere Hochschulen besitzen mehr Autonomie als früher, sie sind nicht mehr staatlich geführt und können sich somit ihr Management-System selbst aussuchen. Es gibt hier eine New Public Management-Vorstellung, die zum Teil auch schon praktiziert wird. Die Institutionen bewegen sich langsam weg vom Monotyp der Hochschule, wir machen also eine Differenzierung zwischen verschiedenen Typen von Hochschulen: eine grundlagenorientierte und eine anwendungsorientierte. Und diese Diversifizierung brauchen wir auch, denn ich glaube, wir können uns in Österreich leisten, dass wir unterschiedliche Hochschultypen haben, die nicht alles das Gleiche tun, sondern auf unterschiedliche gesellschaftliche, wirtschaftliche und studentische Bedürfnisse eingehen können. Diversifizierung an der richtigen Stelle bedeutet auch Effizienz.

Als Fachhochschulen sind wir heute immer noch gezwungen im Dialog mit der Öffentlichkeit unsere Gleichwertigkeit aber Andersartigkeit den Universitäten gegenüber zu kommunizieren. Die Fachhochschulen gibt es erst seit 23 Jahren, wodurch man also gar nicht von Geschichte reden kann, wenn man das im Verhältnis zur Wissenschaftsgeschichte und Hochschulgeschichte in Europa betrachtet. Zuerst begann alles mit dem Aufbau einer qualitativollen Lehre. Danach, zwischen 2005/2006, ist dann der Forschung und Entwicklung einen stärkeren Fokus gewidmet worden. F&E zu entwickeln, geht also nicht von heute auf morgen. Forschung und Entwicklung ist nicht nur eine Angelegenheit von Infrastruktur sondern auch eine Personalgeschichte. Wenn also einmal die qualitativolle Lehre gesichert ist, und man auch die Forschung aufgestellt hat, muss schließlich noch der Transfer gelingen. Denn bis dahin hat man klammheimlich vor sich hin gearbeitet, dann muss man aber all die gute Arbeit auch nach außen tragen, das ist die nächste Dimension, die unter Umständen auch Kommunikationsarbeit bedeutet. Es heißt nicht umsonst „Tue Gutes und sprich darüber!“. Da gibt es natürlich Luft nach oben und somit viel zu tun.

„Die Hochschulen kommen aus ihren Elfenbeintürmen heraus. Denn man muss Allianzen schaffen und Partner finden, um international sichtbar zu werden.“

#05

2018

IGP Dialog

Selbstversorgung oder Selbstbetrug:

Lügen wir uns selbst in die Tasche?



Von links nach rechts: Christian Stockmar, Josef Plank, Garlich von Essen, Andreas Steidl, Ernst Karpfinger

Martina Salomon, Chefredakteurin der Tageszeitung Kurier, führte durch den Dialog der IndustrieGruppe Pflanzenschutz zum Thema: „Selbstversorgung oder Selbstbetrug: Lügen wir uns selbst in die Tasche?“ Der fünfte IGP Dialog stand entsprechend im Zeichen der Selbstversorgung mit Lebensmitteln aus der heimischen Landwirtschaft. Erörtert wurden dabei ganzheitliche Agrarmodelle sowie Möglichkeiten der Umsetzung einer möglichst hohen Selbstversorgung mit heimischen Lebensmitteln. Nach der Begrüßung durch den Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz, Christian Stockmar, diskutierten:

- **Garlich von Essen**
Generalsekretär der Europäischen Saatgutvereinigung
- **Josef Plank**
ehem. Generalsekretär im Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus
- **Andreas Steidl**
Geschäftsführer von Ja! Natürlich
- **Ernst Karpfinger**
Präsident Die Rübenbauern



Christian Stockmar

Obmann der IndustrieGruppe Pflanzenschutz

Agrardiskurs verliert sich in schädlichen Einzeldiskussionen

Wir haben für den IGP Dialog diesmal mit dem Bekenntnis zur hundertprozentigen Selbstversorgung aus der heimischen Landwirtschaft ein Thema aus dem Regierungsprogramm gewählt. Wir wollen einerseits darüber diskutieren, ob dies so möglich ist, und andererseits, wie nachhaltig beziehungsweise wünschenswert das wäre.

Handelt es sich bei einer hundertprozentigen Selbstversorgung um ein Ziel, das man verfolgen sollte, oder braucht es vielmehr ein neues Agrarmodell, um die produzierende Landwirtschaft in Österreich und in Europa nachhaltig und gleichzeitig leistungsfähig zu halten? Konkret lautet das heutige Thema: „Selbstversorgung oder Selbstbetrug – Lügen wir uns selbst in die Tasche?“ Dieser Titel ist bewusst provokant gewählt, da wir den Eindruck haben, dass wir uns in Österreich aber auch auf europäischer Ebene in Einzeldiskussionen verlieren – etwa beim Kahlschlag der Pflanzenschutzmittel-Wirkstoffe, bei der Ausschüttung von Fördermitteln sowie bei Milchquote, Zuckerquote et cetera. In dieser Diskussion fehlt der Blick auf das große Ganze, weshalb wir uns fragen müssen: Was sollte eine Landwirtschaft leisten, damit sie ökonomisch, ökologisch, vor allem aber sozial nachhaltig überlebensfähig ist? Welche Ziele sollte sie verfolgen, damit wir wieder ein breites gesellschaftliches Bekenntnis erhalten, sodass die Menschen „ja“ zur Landwirtschaft in Österreich sagen und sich auch zu einer europäischen Landwirtschaft bekennen?

Wir stellen das Thema des heutigen Dialogs ganz bewusst vor die österreichische Ratspräsidentschaft, denn wir sind ein Agrarland, das seinen Ansatz und sein Modell in die internationale Auslage stellen sollte. Hinsichtlich der europäischen Landwirtschaft stellen wir drei Fragen, die wir mit Thesen beantworten möchten.

Erstens: Ist der Diskurs, wie er momentan geführt wird, richtig?

Nein, wir glauben nicht. Aussagen wie

- „I am the bees man“ von einem EU-Kommissionspräsidenten oder
- jene eines führenden Mitarbeiters der Gesundheitsdirektion der EU-Kommission, der meint, dass Neonics das einfachste Opfer waren, um Handlungsfähigkeit darzustellen, oder
- der medienwirksame Auftritt eines EU-Kommissars zusammen mit NGOs, die kurz zuvor noch eine vorgezogene Abstimmung zu Neonics erwirkt haben, lassen eine große Gefahr für die Landwirtschaft erkennen, aber auch für die Selbstversorgung in Österreich und speziell in Europa. Ich kann noch weitere Beispiele anführen, wie den Bio-Austria-Newsletter, in dem ein Landwirt in Latzhose mit Rechen posiert und eine Frau mit Gießkanne auf der Wiese. Und „Ja! Natürlich“ suggeriert, dass Landwirtschaft heißt, mit dem Ferkel spazieren zu gehen. Nochmals, wir sind der Meinung, dass in diesem Diskurs so einiges schief läuft.

Zweitens: Was soll sich ändern?

Wir von der IndustrieGruppe Pflanzenschutz meinen, dass wir alle auf rein wissenschaftlicher Basis diskutieren sollten, abseits von Kampagnenlogans. Wir wollen Experten Gehör schenken, keinen Kampagnenleitern oder Werbebroschüren. Wir möchten sachbezogen und ganzheitlich debattieren und den Diskurs nicht an Einzelfällen festmachen. Diese ideologischen Grabenkämpfe müssen beendet werden. Um dies zu ermöglichen, setzen wir nun einen Schritt, indem wir eine Schriftenreihe zum IGP Dialog ins Leben rufen und zu veröffentlichen gedenken. Wir bringen uns aktiv in die Diskussion ein, sodass die Meinungen jener Experten, die hier zu Gast sind und waren, breit in die Öffentlichkeit getragen werden. Wir sehen aber ebenso die Medien gefordert.

Das bringt mich zum dritten und springenden Punkt: Was will der Konsument?

Eine aktuelle Studie zeigt, dass die heimischen Konsumenten den Landwirten vertrauen – den von ihnen produzierten Lebensmitteln sowie dem bedachten Einsatz von Pflanzenschutzmitteln. Gleichzeitig blicken sie der zunehmenden Abhängigkeit durch Importe mit großer Sorge entgegen. Durch die aktuelle Entwicklung – allen voran durch das Verbot von Neonics – droht etwa dem heimischen Rübenbau das Aus. Schon jetzt vernichten Schädlinge einen Großteil der diesjährigen Ernte. Schädlinge, gegen die es aktuell keine adäquaten Bekämpfungsmöglichkeiten gibt. Und der Schädlingsdruck wird künftig sogar weiter ansteigen, nämlich durch jene Schädlinge, die bislang mit Neonics bekämpft wurden.

Ein Beispiel: Raps. Fast alle Landwirte beklagen heute den gestiegenen finanziellen sowie zeitlichen Aufwand. Zwei Drittel von ihnen vermelden trotz erhöhter Ausgaben noch immer einen höheren Schädlingsdruck, was geringere Ernten, geringere Einnahmen und schlussendlich geringere Gewinne bedeutet. Die EU-Mitgliedstaaten sind sich ihrer Verantwortung offensichtlich nicht bewusst, wenn sie dem Populismus diverser NGOs folgen und derart wichtige Wirkstoffe für Pflanzenkulturen verbieten. Damit richten sie immensen wirtschaftlichen sowie biologischen Schaden an, speziell für die EU-Landwirte. Und das, obwohl es Studien gibt, die eine ausreichende Sicherheit für Bestäuber belegen. Unserer Grundthese nach fährt uns der aktuelle Weg gegen die Wand.

Gefährliche Trends

Pflanzenschutzmittelwirkstoffe sind die bestuntersuchten Substanz weltweit und es vergehen ungefähr 13, 14 Jahre, bis ein Produkt am Markt eingeführt ist, wobei sich die Kosten am Ende auf 280 Millionen Euro belaufen. Waren vor 15 Jahren noch 1.000 Wirkstoffe in der EU verfügbar, so sind es jetzt bloß 400, von denen 70 auf einer Liste stehen, deren Risiko noch

ermittelt wird. Für die Neonics gibt es momentan keinen adäquaten Ersatz und das wird sich auch in den nächsten fünf Jahren nicht ändern. Es handelt sich hierbei um eine fantastische neue Wirkstoffgruppe, die fast überall zugelassen ist, außer in der EU.

Was den Diskurs angeht, so haben wir 2013 begonnen, uns aktiv einzubringen, speziell in Österreich. Das Problem bei der Neonics-Debatte – die damals losgetreten wurde – war, dass den Gegenpol zu NGOs immer die Behörden darstellten. Doch die wurden diffamiert und ich glaube, seitdem wir hier diesen Diskurs führen, hat die Behörde ihre Neutralität wieder und kann wissenschaftlich sachlich argumentieren. Auch wenn von Seiten der Medien gern das Spiel mit der Angstmache getrieben wird. Wenn etwa eine Entscheidung positiv für NGOs ist, so sind die Experten die Allerbesten, wird jedoch eine Entscheidung getroffen, die nicht im Sinne der NGOs ist, dann sind dieselben Experten plötzlich nicht mehr vertrauenswürdig und werden entsprechend diffamiert.

„Im Agrardiskurs fehlt der Blick auf das große Ganze. Die Frage müsste eigentlich lauten: Was sollte eine Landwirtschaft leisten, damit sie ökonomisch, ökologisch und sozial nachhaltig überlebensfähig ist?“

„Die EU-Mitgliedstaaten sind sich ihrer Verantwortung offensichtlich nicht bewusst, wenn sie dem Populismus diverser NGOs folgen und wichtige Wirkstoffe für Pflanzenkulturen verbieten.“



Garlich von Essen

Generalsekretär der Europäischen Saatgutvereini-gung (ESA)

Landwirtschaft braucht ehrliche Debatte

„Selbstversorgung“ – die Engländer nennen das „self-sufficiency“, was sowohl bedeutet „sich selbst genug“ zu sein oder „für sich selbst genügend zu produzieren“. Das sind zwei grundsätzlich unterschiedliche Ansätze. Damit einher geht die grundsätzliche Frage: Wer versorgt wen selbst? Und weiters: Geht es um einzelne Personen? Oder geht es um Gruppen? Um Dörfer? Um Regionen? Um Bundesländer? Geht es um den Nationalstaat? Um Österreich? Geht es gar um eine größere Region, wie die Europäische Union? Oder geht es um die ganze Welt? Und wie gehen wir mit unseren Ressourcen um?

Selbstversorgung: In allen Bereichen sinnvoll?

Es zeigt sich schnell, dass die Begrifflichkeit „Selbstversorgung“ nicht so einfach zu fassen ist. Ich frage: Um was soll es in dieser Diskussion überhaupt gehen? Um Grundnahrungsmittel, um das, was wir zum Überleben brauchen? Ist das die sogenannte Selbstversorgung, die wir im Kopf haben? Geht es uns um den Grundbedarf? Wenn ja, was ist das? Was ist mit Energie, soll auch sie selbstversorgend sein? Wollen wir Energieproduktion, Elektrizität und ähnliches nur vor Ort organisieren? Und: Ist dieser Grundbedarf stets derselbe, ganz gleich, wo wir auf der Welt hinschauen? Geht es uns womöglich gar um das, was man so schön „convenience“ nennt? Also darum, was wir im täglichen Bedarf anwenden und benutzen? Das Tempo-Taschentuch, soll das auch lokal

produziert werden? Was ist mit Luxusgütern, müssen diese ebenfalls regional produziert werden, wenn man von Selbstversorgung spricht? Internationale Finanzdienstleistungen, Versicherungen et cetera?

Je weiter wir uns von der engen Auslegung des Begriffs Selbstversorgung entfernen, desto fragwürdiger erscheint dieses Konzept hinsichtlich seiner Realisierung, auch in puncto Landwirtschaft und Nahrungsmittel. Doch warum diskutiert man über dieses Konzept? Wem nützt es beziehungsweise wem würde es nützen, wenn man eine solche politische Zielrichtung ausgibt? Die Idee dahinter ist alt: Es ist ein Gedanke des Merkantilismus beziehungsweise des Kameralismus, je nachdem wie und wo sie benannt wurde. Historisch gesehen ist es eine Idee des damals noch recht neuen Nationalstaats. Absolute Macht mit stehenden Heeren verlangte auch absolute Pracht, eine Demonstration des Absolutheitsanspruchs dieses neuen Nationalstaats. Natürlich musste das irgendwer bezahlen und da es schwer war, dies dem eigenen Volk zuzumuten, kam man auf die Idee, das andere, die Konkurrenten bezahlen sollten, während sozusagen die eigene Bevölkerung die Früchte der eigenen Arbeit erntete. In diese Länder der Anderen, der potentiellen Konkurrenten, konnten wichtige Produktionsmittel und vor allen Dingen Geld abfließen.

Erstrebenswertes Ziel seit Jahrhunderten

Gleichzeit waren sie auch stets potentielle Feinde in kriegerischen Konflikten, die ja zum Alltag der politischen Auseinandersetzung dieser Zeit gehörten. Somit war Selbstversorgung auch immer ein Begriff, der etwas mit Stabilität und mit der Sicherung von Macht und Einfluss zu tun hatte. Mit Autarkie und Selbstbestimmung, eben mit Unabhängigkeit anderen gegenüber sowie der Möglichkeit, Auseinandersetzungen zu führen, die man glaubte, sich anders nicht leisten zu können. Dazu gibt es viele historische Beispiele bis in unsere Zeit hinein, etwa die Seeblockaden aus dem Zweiten Weltkrieg mit diversen resultierenden Nahrungsmittelknappheiten oder bei der Energieversorgung, als in verschiedenen Ländern versucht wurde, aus Kohle Öl oder Benzin herzustellen.

Es ist also durchaus berechtigt, wenn wir uns folgende Frage stellen: Kann ein System, ein wirtschaftliches und politisches System, das auf Autarkie setzt, dauerhaft stabil sein? Wenn im Handel der eine immer gewinnt und andere immer verlieren, kann das ein stabiles System sein? Diese Diskussion ist brandaktuell, wenn wir in die Ausgaben der heutigen

Tageszeitungen schauen: Donald Trump, seine Stahlzölle und ähnliches mehr. Hier wie dort dreht es sich genau darum: Was ist gerechter Handel? Was ist gerechter Vorteil?

Agrarpolitik beeinflusst politische Stabilität

Kern unseres heutigen Dialogs sind ja die Lebensmittel. Gelten hierfür andere Regeln? Funktioniert die Lebensmittelproduktion, also die Agrarwirtschaft nach anderen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten als die Produktion anderer Güter? Sind die Nachfragepräferenzen, die wir als Konsumenten, aber auch als Bürger haben, andere? Reagieren wir Preis-unelastischer bei Lebensmitteln? Nationalökonomisch ausgedrückt: Ist es uns egal, wie teuer ein Produkt ist, solange es einen zusätzlichen Nutzen verspricht? Dadurch, dass es regional, national oder wie auch immer produziert wird?

Ökonomisch betrachtet würde man in der Theorie schlicht und ergreifend sagen: nein – natürlich verhält sich der Agrarmarkt exakt so wie andere Märkte auch. Politisch jedoch sieht das ganz anders aus: Nahrungsmittelsicherheit ist ein hohes Gut und gerade in der Politik auch immer schon ein solches gewesen, denn Nahrungsmittelsicherheit bedeutet in der Tat Sicherheit und politische Stabilität. Denken Sie zurück an die Entwicklungen in Nordafrika, an die Jasminrevolution vor ein paar Jahren. Mit ihr hat man gewisse politische, demokratische Hoffnungen verbunden; ausgelöst wurde sie dadurch, dass dort seit längerer Zeit schon die Lebensmittelsicherheit nicht existent war.

Hunger als Treiber politischer Veränderung

Wahrscheinlich ist Hunger der größte Treiber politischer Veränderung und somit die höchste Gefahr für herrschende Systeme. Historisch betrachtet haben wohl alle politischen Systeme und Herrscher im Laufe der Jahrhunderte ihren Fokus immer und immer wieder vor allen Dingen auf diesen Bereich gerichtet. Man musste in der Lage sein, die Bevölkerung zu ernähren. Und eine von zwei Möglichkeiten besteht eben darin, alles selbst zu produzieren, unabhängig zu sein von äußeren Einflüssen und Faktoren. Als Alternative bieten sich hingegen Austausch, Handel und die Kooperation mit Anderen an, um die Versorgung sicherzustellen.

Warum ist das in Österreich ein Thema? Ich sprach gerade von der Situation in Nordafrika. In Österreich und in der Europäischen Union haben wir politische Stabilität, Demokratie und Pluralismus. Im Supermarkt findet man alle möglichen Produkte zu jeder Jahreszeit zu relativ kommoden Preisen. Warum also sollte die Politik hier Handlungsbedarf sehen, wenn doch die sichere Versorgung der Bevölkerung gegeben ist und die politische Stabilität des Systems ganz klar nicht davon abhängt?

EU als Hauptakteur im Handel mit agrarischen Produkten

Man sollte sich in Erinnerung rufen, dass die Europäische Union weltweit der sowohl größte Lebensmittel-Exporteur als auch -Importeur ist. Sie ist ein riesiger Block, in dem unglaubliche Mengen an Lebensmitteln permanent umgeschlagen, prozessiert und genutzt werden. Warum kommt plötzlich die Diskussion auf, ob all diese Produkte, die wir von anderen Ländern beziehen, vielleicht doch nicht jene sind, die wir wollen? Dass wir regionaler und lokaler werden möchten?

Wie gesagt: Das ist im Grunde keine wirklich neue Diskussion. Einige Beispiele hierzu: In der Europäischen Union gibt es sogenannte Geographical Indications sowie geschützte Markennamen. Parmaschinken etwa: Niemand darf etwas Parmaschinken nennen, das nicht aus Parma kommt, und niemand darf etwas Champagner nennen, das nicht in der Champagne produziert worden ist. Das bedeutet, dass bereits in der Gesetzgebung der EU festgelegt ist, dass nicht mehr Produktqualität und Herstellung über das Image eines Produkts entscheidet, sondern die Lokalität, sprich: Wo es produziert wird. Wir haben regionale Marken, nationale Marken, Bio und sogar Super-Bio, denn innerhalb der Bioproduktion gibt es ja verschiedene Sparten, von Demeter über Bioland bis hin zum „nur“ europäischen Label. Wir haben Fairtrade und Ethical Trade – also ethisch produziert Produkte – woran man schon sieht, dass es eine gewisse Ausdifferenzierung gibt.

Bürger und Konsumenten unterscheiden sich

Und hier stellt sich die Frage: Was ist all diesen Produkten gemein? Ihnen ist gemein, dass sie gemeinsam zwischen fünf und zehn Prozent des Marktes abdecken. Wir sprechen also von Nischen. Was will denn der Verbraucher, was der Konsument, was der Bürger?

Das können zwei deutlich auseinandergelagerte Schienen sein. Wir sehen häufig, dass der Bürger in Befragungen angibt, er möchte regional erzeugte, möglichst nach ökologischen Gesichtspunkten produzierte Lebensmittel erwerben, wobei er auch bereit ist, dafür höhere Preise zu zahlen. Werden solche Befragungen dann in die Praxis umgesetzt – und die ist immer an der Kassa des Supermarkts angesiedelt –, so stellen wir fest, dass die Einschätzung des politischen Bürgers nicht der Einschätzung des Konsumenten und Verbrauchers entspricht. Da gibt es deutliche Unterschiede.

Um es auf die Frage herunterzubrechen: Was würde ein Produkt „made in Austria“ erfolgreich machen? Beim Grünen Veltliner oder bei der Sachertorte, die man hier wie außerhalb Österreichs besonders schätzt und deshalb erfolgreich exportiert, ist das recht einfach zu beobachten. Beim Mehl fürs Brot, beim Getreide fürs Schweinefutter und bei vielen anderen Dingen sieht das schon etwas anders aus. Betrachtet man da die Auswahl der Konsumenten, so ist zu sehen, dass in diese Richtung sehr deutliche Differenzierungen gemacht werden. Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass diese Diskussion klar ein Phänomen der sogenannten Ersten Welt ist, also ein Reichen-Problem. Die Debatte gibt es weder in Afrika noch in weiten Teilen Asiens oder Südamerikas. Das ist eine Diskussion, die wir in der entwickelten Welt, in den Industrieländern führen – und zwar deshalb, weil wir sie uns leisten können.

Fiktive Werte dominieren Agrardiskurs

Vielleicht spielt es eine Rolle, dass viele Bürger unbewusst eine gewisse Sehnsucht nach Nähe und Örtlichkeit haben. Dort, wo man umgeben ist von Globalisierung, wäre das durchaus verständlich. Doch was sind die Faktoren, die für den Diskurs rund um Selbstversorgung und Regionalität so entscheidend sind? Die Frage lautet: Was messen wir bei Regionalität? Was macht ein Produkt besser, wenn es regional produziert worden ist? Wo liegen die Kriterien? Was heißt das für die Nachhaltigkeit? Was bedeutet das für CO₂-Bilanzen, Wasserhaushalte, Nitrat et cetera? Leider wird diese Diskussion nicht geführt, vielmehr wird ein fiktiver Wert einer Regionalität oder Nationalität kreiert, ohne dass dabei tatsächlich messbarer Nutzen entsteht. Ganz im Gegenteil, oft entstehen dadurch ökologische und soziale Schäden, vielleicht nicht hier, aber in anderen Teilen der Welt – das sollte uns nicht kalt lassen.

Was in der ganzen Diskussion fehlt, sind klare Kriterien und vor allem Wissenschaftlichkeit. Dies wäre jedoch wichtig, um wirklich definieren zu können, wo Regionalität und Selbstversorgung eventuell Sinn macht – ökonomisch, ökologisch und sozial – und wo nicht. Wie sieht es bei der Selbstversorgung im Bereich Pflanzenzüchtung aus? Schlecht, denn sie existiert überhaupt nicht. Die Form unserer heutigen Ernährung wäre nicht möglich, würden wir keine Pflanzen nutzen, die im Grunde in Österreich nichts zu suchen haben, wie Kartoffeln oder Tomaten. Die kommen nicht von hier, sondern aus anderen Teilen der Welt. Sie sind züchterisch bearbeitet worden, um sie hier vor Ort nutzbar zu machen, zwecks Ernährung, Futtermittelproduktion et cetera. Die genetischen Ressourcen, welche wir alle in der Pflanzenzüchtung nutzen, stammen von überall aus der Welt und werden ebendort geteilt. Denn der globalen Gemeinschaft der Pflanzenzüchter ist klar, dass es nur so funktioniert. Nur so machen wir Fortschritte bei der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten oder bei Erträgen. Wir müssen uns austauschen. Wir sind interdependent, also gegenseitig voneinander abhängig. Kein Unternehmen züchtet im Alleingang mit seinem genetischen Material dauerhaft erfolgreich, das ist unmöglich. Alle Pflanzenzüchtungsunternehmen kooperieren weltweit miteinander und sind integriert in Züchtung, Forschung sowie Vermarktung.

Agrarischer Fortschritt verlangt vernetztes Wissen

Besonders deutlich wird das auf europäischer Ebene, wenn man sich den gemeinsamen EU-Sortenkatalog anschaut. Heute stehen den europäischen Landwirten 35.000 bis 45.000 Sorten landwirtschaftlicher sowie Gemüsearten zur Verfügung. Brähe man das wieder zurück auf rein nationale Kataloge, so würden die einzelnen nationalen Angebote deutlich kleiner ausfallen. Der heimische Markt würde kleiner und damit auch das Interesse, für diesen Markt zu forschen und zu produzieren. Und Pflanzenzüchtung ist eine lange, mühsame und teure Angelegenheit. Da wird natürlich genau überlegt, wo Forschungsgeld ausgegeben wird. Vielleicht sind dann Länder wie Frankreich, Polen oder Rumänien interessanter als Vorarlberg oder das Burgenland und man fängt an, darüber nachzudenken, für wen man eigentlich produziert. Also warum sich selbst „kastrieren“, indem man sich in seiner Auswahl in puncto Produkte, Forschung und Markt auf eine kleine Region fixiert? Ist das tatsächlich Fortschritt, den wir dabei sehen?

Selbiges gilt auch, wenn wir das Ganze etwas breiter fassen und uns die Landwirtschaft insgesamt anschauen. Denken wir an Digitalisierung oder an die gesamte satellitengestützte Landwirtschaft et cetera. Kann das regional funktionieren? Brauchen wir vielleicht regionale Satelliten, die unabhängig sind von den Daten anderer?

EU als Selbstversorgungsgemeinschaft

Die Europäische Union ist eine auf Handel und Austausch, aber auch auf gegenseitiger wirtschaftlicher sowie politischer Abhängigkeit basierende Gemeinschaft. Warum ist sie das? Weil man erfolgreich daran glaubt, so Konflikte besser lösen zu können als in der Autarkie und im Wettbewerb einzelner Nationalstaaten, die sich voneinander abschotten. Das ist ein Erfolgsmodell, das im Agrarmarkt seinen Anfang nahm. Es war die erste Politik, die vergemeinschaftet wurde, um einen gemeinsamen Markt herzustellen. Bei allen Schwierigkeiten, die dieser Markt über die letzten 50, 60 Jahre gehabt hat und teils noch immer hat, können wir doch eines sagen: Er hat uns alle erfolgreich über ein halbes Jahrhundert fortlaufend mit Lebensmitteln von hoher Qualität versorgt.

Kann denn tatsächlich in einem gemeinsamen Europa mit einem gemeinsamen Markt ein Land auf Autarkie und Nettoexporte setzen? Das Europa, das uns seit jeher vorschwebte, war das der offenen Grenzen und der Freiheiten. Wir wollen Wettbewerb nach gemeinsamen Regeln und somit Warenaustausch, Handel sowie fairen Wettbewerb ermöglichen. Wir wollen uns nicht abschotten und zurückziehen. Das wäre Selbstbetrug und eine etwas sehr simplistische Sicht in einer modernen, globalisierten Welt. Selbstversorgung und Selbstzufriedenheit liegen für mich sehr eng beieinander, beides ist weder gut für die Europäische Union noch für den Rest der Welt.

Zu viel Regulierung bremst Fortschritt

Zum Thema Neonics: Ihr Verbot war absehbar, da es bereits seit längerer Zeit eine gezielte Kampagne gegen diese Produkte gab – und nun gibt es keinen adäquaten Ersatz, das wissen wir. Gäbe es nämlich einen solchen, so wäre es nicht nachvollziehbar, warum ein auf Produktion und Gewinn ausgerichtetes Unternehmen seine Schublade verschlossen halten sollte. Es würde, entsprechend beworben, so schnell wie möglich in die Märkte gebracht werden. Und das ist schlicht und ergreifend nicht der Fall. Auf europäischer Ebene haben wir mittlerweile ein Zulassungssystem, das enorm hohe Anforderungen stellt, was man bis zu einem gewissen Grad ja nachvollziehen kann. Wenn die Latte allerdings zu hoch gelegt wird, schaut am Ende für niemanden mehr was dabei heraus – und so sieht momentan die Situation in vielen Bereichen aus – die Neonics sind da nur die Spitze des Eisbergs. Vor kurzem erst haben wir eine Umfrage bei unseren Mitgliedsunternehmen zu einem anderen Beizmittel durchgeführt, das ebenfalls auf der potentiellen Verbotsliste steht. Europaweit haben wir Saatgut aller Fruchtarten im Wert von circa 2,3 bis 2,5 Milliarden Euro aufliegen, die mit diesem Mittel gebeizt sind, vorproduziert für die europäischen Landwirte. Sollte es morgen plötzlich verboten werden, was machen wir dann? Es wird doch nicht umsonst damit gebeizt, das hat ja einen Grund. Und es ist in der Tat so, dass Alternativen hierfür äußerst spärlich sind. Zudem sind im Laufe der letzten 10, 15 Jahre die Entwicklungskosten um das drei-, vier- oder gar fünffache gestiegen. Und wir sollten uns im Hinterkopf behalten, dass das, was wir in der EU tun, natürlich auch in anderen Teilen der Welt zur Kenntnis genommen wird. Nehmen wir Produkte von unserem Markt, so bedeutet das keineswegs, dass unsere Mitbewerber weltweit dasselbe tun. Wir sind in internationale Handelsströme eingebunden und da stellt sich konsequenterweise am Ende die Frage: Wird das vom Verbraucher tatsächlich honoriert? Ein Beispiel: Zucker. Mein Eindruck ist: Solange es für den Verbraucher bei der Produktqualität keinen Unterschied macht und chemisch auch nicht nachgewiesen werden kann, ob Zucker aus einer in den USA mit Neonics gebeizten GVO-Zuckerrübe oder aus einer Öko-Zuckerrübe aus dem Burgenland stammt, wird das maximal für eine kleine Schicht kaufentscheidend sein. Nämlich jenen, denen die Art der Produktion wichtiger ist als das Produkt selbst.

Unehrllichkeit der Politik verursacht wirtschaftlichen Schaden

Wer steckt eigentlich hinter diesen Studien, die auf europäischer Ebene als Grundlage für das Neonics-Verbot dienen? Früher lief so etwas national ab, wie auch die Zulassung der einzelnen Produkte. Der Grund für die Einsetzung beziehungsweise die Entstehung der EFSA war, dass – insbesondere seitens grüner Minister – gesagt wurde: Wir trauen unseren nationalen Behörden nicht mehr, wir brauchen bessere Regularien. Bessere heißt in diesem Fall internationale, also europäische Studien und europäische Kontrolle, um die Lebensmittelsicherheit zu gewährleisten. Und wer soll diese Studien bezahlen? Derjenige, der die Anträge stellt. Auch das war wiederum eine Kondition der grünen Minister, die dies verabschiedet haben. Sie wollten für Produktzulassungen nicht die Steuerzahler zur Kasse bitten, sondern jene, die ihre Produkte am Ende gewinnbringend am Markt verkaufen. Soviel zum Thema „Unabhängigkeit der EFSA“.

Die EFSA arbeitet immer gleich, hingegen ist die Art und Weise, wie die Politik diese Dinge angenommen hat, nicht immer die gleiche. Die EFSA wurde von Anfang an diskreditiert, nicht zuletzt auch aus Österreich, wenn es zu missliebigen Ergebnissen kam. Ein Beispiel: GVO. Da wurden auch die abstrusesten Gegenstudien herangezogen und die EFSA über zehn Jahre lang quasi waidwund geschossen. Das Resultat ist, dass wenn heute ein Stoff wie Glyphosat sowohl seitens der EFSA, als auch von den nationalen Behörden als sicher anerkannt wird, trotzdem eine Petition zu einem Verbot gestartet wird. Und die ist dann die Leitlinie für die Politik. Das ist kein österreichisches Phänomen, exakt so gibt es das auch in Deutschland. Natürlich ist das eine Unehrllichkeit in der Politik, die wir auch in der Wirtschaft deutlich machen müssen, denn auf dieser Grundlage lässt sich dauerhaft kein vernünftiger Diskurs über die Zukunft der Landwirtschaft führen. Genausowenig über die Frage, wie wir die Landwirtschaft generell verbessern können, sprich umweltverträglicher und trotzdem produktiv, biodiverser et cetera.

Landwirtschaft braucht ehrliche Debatte

Ich denke, was die Ziele anbelangt, so sind wir uns ja alle einig. Die große Frage ist: Wie gehen wir das an und wie können wir das messen? Wissenschaftliche Ergebnisse von vornherein zu diskreditieren, wenn sie nicht dem politischen Gusto entsprechen, ist da jedenfalls der falsche Weg.

Und eines noch, da wir vorhin bei Raps und Mais waren: auch hier ist die Debatte nicht so einseitig und einfach, wie manche denken. In etlichen Ländern herrscht die Meinung vor, dass unbedingt Proteinpläne benötigt würden, da ja diese furchtbaren Sojabohnenaus Südamerika importiert werden, die natürlich alle gentechnisch verändert sind. Was geschieht aber zur selben Zeit? Wir ruinieren die einzige Proteinkultur, die in Europa wettbewerbsfähig produziert werden kann: Raps. Anstatt Biodiesel zu produzieren, muss alles auf dem Teller landen und nichts im Tank. Auf der anderen Seite sind aber keine adäquaten Pflanzenschutzmittel mehr verfügbar. Das Verbot der Neonicotinoide führt dazu, dass Raps auch in weiten Teilen Deutschlands und Europas nicht mehr gewinnbringend angebaut werden kann; da konterkarieren wir also permanent das politische Ziel auf großen Flächen. Dasselbe gilt für Mais und Biogas. Die lokale Energieversorgung war ein großes politisches Ziel, Landwirte sollten Energiewirte werden. Kaum taten sie das, werden sie nun für die Vermaischung der Landschaft kritisiert.

Was wir brauchen, ist eine ehrlichere und breitere Debatte, denn die Thematik ist komplex und kompliziert. Das bedeutet: Wir müssen in die Tiefe gehen, fakten- und wissenschaftsbasiert diskutieren, klare Ziele definieren und dafür messbare Kriterien erarbeiten.

„Wir brauchen eine ehrlichere und breitere Debatte und müssen in die Tiefe gehen, fakten- und wissenschaftsbasiert diskutieren, klare Ziele definieren und dafür messbare Kriterien erarbeiten.“

„Wir sind interdependent, also gegenseitig voneinander abhängig. Wir müssen uns austauschen. Nur so machen wir Fortschritte bei der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten oder bei Erträgen.“



Josef Plank

ehem. Generalsekretär im Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus

Heimische Lebensmittel haben Mehrwert für Konsumenten

Zur Selbstversorgung im Regierungsprogramm 2018 ist zu sagen, dass sowohl in Österreich als auch europaweit das Thema Sicherheit ein starkes politisches Thema geworden ist. Zudem steht auf der politischen Agenda die Frage, wie sicher wir uns überhaupt versorgen können. Das kann man von der Gemeinde- bis hinauf zur europäischen Ebene diskutieren. So gesehen ist das auch eine politische Botschaft, die heute mehr Wert hat als vielleicht noch vor zehn Jahren. In dieser unsicheren, globalen Welt herrschen neue politische Themen vor, die breit gefächert und zudem sehr fordernd sind, wie eben die Selbstversorgung. Hier in Europa leben und schöpfen wir aus dem Vollen und haben überhaupt kein Bewusstsein dafür, dass es morgen irgendwo zu wenig geben könnte.

Und es gilt noch so viel mehr zu lösen! Wir diskutieren derzeit eine Klimaenergiestrategie in Richtung Dekarbonisierung – eine Welt ohne Öl, Kohle und Gas und auch ohne Diesel in der Landwirtschaft. Das ist eine enorm spannende Herausforderung, vor allem vor der Frage, wie frei der Markt tatsächlich sein soll und darf. Wem nützt ein freier Markt ohne Regeln? Vor allem im Lebensmittelbereich stellen sich derartige Fragen nicht zuletzt bezüglich der Örtlichkeit, wobei am Ende ja meist leider nur das verpackte Produkt zählt. Das Thema Transparenz wird also noch eine spannende Geschichte, denn die digitale Welle lässt hier laufend Neuentwicklungen zu, was im Hintergrund oft sehr emotional diskutiert wird. Der Mensch in der Demokratie möchte nämlich das Gefühl haben, zu den Profiteuren zu gehören. Dabei schaffen wir es leider nicht, den Diskurs rein wissenschaftlich zu gestalten. Denn liefere alles rational ab, hätte es zum

Beispiel keinen Brexit gegeben. Da hat eine große Gruppe von Menschen befunden, dass es für sie im heutigen Europa nicht mehr nach Wunsch läuft, daher der Austritt. Solche Themen treten besonders im Lebensmittelbereich zu Tage, wo regional bezogene Lebensmittel sowie deren Kennzeichnung einen wichtigen Punkt darstellen. Da ist eine Schwarz-Weiß-Sicht wenig sinnvoll, weshalb wir dies bestmöglich zu vermeiden suchen.

Erfolg am Weltmarkt durch Generieren von Mehrwert

Gibt es ein Bekenntnis zum Vorrang österreichischer Lebensmittel? Nun ja, wenn politisch entschieden wird, dass wir etwa aus Tierschutzgründen keine Käfigeier mehr haben wollen, dann tun wir gut daran, dies sicherzustellen. Heimische Qualität liefert einem möglicherweise mehr als das Produkt selbst, das irgendwo her aus der Welt zu uns kommt. Österreichische Lebensmittel aus einzelnen Bundesländern liefern somit durchaus einen Mehrwert für die hiesige Bevölkerung. Natürlich geht es dabei auch darum, was ein Lebensmittel tatsächlich wert ist, denn die österreichische Landwirtschaft produziert kleinstrukturiert und somit sehr teuer. Wollen wir also zu den Billigsten in Europa oder gar auf der Welt gehören, dann haben wir keine Chance und keine Perspektive. Wir können nur erfolgreich sein, indem wir hier einen Mehrwert generieren, der hoffentlich beim Verbraucher gefragt ist. Am freien, internationalen Markt ist diese Transparenz oft gar nicht gegeben, denn da zählt vor allem der Preis.

Gibt Bedürfnis nach Transparenz bei Lebensmitteln

Langsam spürt man aber auch dort, dass es ein steigendes Bedürfnis gibt, mehr über seine Lebensmittel zu wissen. Die moderne Technologie lässt heute Transparenz zu und diese Transparenz wird bald auch ein Thema in der Lebensmittelkette sein, da bin ich mir sicher. Natürlich ist ein Statement der Politik wichtig, die Aussagen der betroffenen Sektoren sind jedoch die kompetenten. Trifft der Landwirtschaftskammerpräsident etwa eine Aussage, tut er dies aus Sicht vieler, weil er es muss. Sagt Ernst Karpfinger als Rückenbauer jedoch: So schaut es aus und so wird es künftig gemacht – so hat das ungleich mehr Gewicht. Es gibt die Idee einer Task-Force zur Zukunft der Landwirtschaft, denn grundsätzlich brauchen wir alle am Tisch, die in diesen Prozess involviert sind. Nur eine gemeinsame Diskussion führt uns weiter!

In der globalen Welt kommen jeden Tag neue Herausforderungen auf uns zu: Schädlinge oder Pflanzen, die plötzlich auftauchen und auf die wir keine traditionelle Antwort haben. Und das geht nur in einem kompakten Dialog des betroffenen Wirtschaftsbereichs, der Landwirtschaft, jedoch nicht ohne jene Gesellschaft, die dieses Bild in der Vergangenheit sehr stark geprägt hat – es bringt also gar nichts, NGOs hier außen vor zu lassen. Es ist nicht die Frage, ob sich NGOs und Bauern an einen Tisch setzen möchten, das ist schlicht notwendig. Bisher haben wir ja auch die Erfahrung gemacht, dass eine Ebene des Dialogs, auf der man ordentlich und sauber diskutiert, immer noch die bessere Lösung ist, als entscheidende Themen nur intern im zuständigen Sektor zu erörtern – sonst fehlt uns der Gesamtansatz, der einfach breiter diskutiert werden muss.

Brauchen starke und kompetente Behörden

Frau Bundesministerin Köstinger hat auf EU-Ebene für das Neonics-Verbot gestimmt. Dazu Folgendes: Die österreichische Grundlinie bezog sich stets auf starke Behörden auf nationaler Ebene, die AGES, das Bundesamt für Ernährungssicherheit sowie auf europäischer Ebene auf die EFSA und deren Expertise. Deshalb ist auch die kritische Stellungnahme der EFSA ein Argument für die Entscheidung der einzelnen Mitgliedstaaten. Das ist ein ganz wesentlicher Punkt. Ein Drama ist natürlich der zuletzt erhobene Vorwurf an die Behörden, sie seien alles gekaufte Einrichtungen, da sie mit Hersteller-Gutachten arbeiten! Das tun wir aber auch im Bereich der Medizin, der Technik – überall muss der Antragsteller seine Gutachten liefern. Dieses System ist klar und weltweit erfolgreich. Doch plötzlich heißt es, dass es sich hier nicht um objektive Informationen handelt. Es würde allerdings sehr viel Geld kosten, das System so umzudrehen, dass der Staat alle Studien durchführt, die zur Zulassung eines Produktes führen oder nicht. Hier wird im Grunde eine völlig irrealer Welt aufgezeigt. Uns ist wichtig, starke Behörden zu haben, die kompetent sind, die gleichzeitig aber auch die Guideline für anfallende Entscheidungen sein sollen. Dennoch spüren wir, das neben der emotionalen möglicherweise auch eine politische Linie gelegt wird. Ich denke da an die Glyphosat-Diskussion, in der es eine Zustimmung seitens der Behörden gegeben hat und es trotzdem noch eine politische Diskussion gibt, die wesentlich weiterläuft. Aus diesem Grund gilt es, stark in die Kommunikation einzusteigen, weil hier nicht mehr alles verstanden wird.

Brauchen Entwicklung für Reduktion des Ressourceneinsatzes

Mein Schlusswort: Die Landwirtschaft und die Politik müssen gleichermaßen Botschaften setzen und Kommunikation betreiben. Dieser Austausch fehlt leider auch in anderen Sektoren, wie etwa in der Dieselbranche im PKW-Bereich. Hier passiert haargenau das Gleiche: Ein Gesetz tut eine Technologie als No-Go ab, weil sie uns vergiftet, auch wenn sie noch so effizient ist. Dies ist kein Zufall, dahinter stecken viele Gründe und Kräfte. Wenn europaweit die Diskussion geführt wird, dass wir alles tun müssen, um die Entwaldung zu reduzieren und Biomassenutzung zurückzudrängen, und gleichzeitig haben wir in Europa bereits 500.000 Hektar Wald dazu bekommen, dann stimmt hier etwas nicht – es wird weiterhin trotzdem konsequent debattiert. Die größte Frage im agrarischen Bereich sollte lauten: Wie fühlen sich die Bauern in dieser Diskussion? Die wissen nämlich, wie es geht, dennoch zieht die Großwetterlage mit völlig anderen Argumenten vorbei und wir steuern täglich ohne Antworten auf neue Herausforderungen zu. Der diesjährige Stress ist ein zusätzliches Signal, dass der Klimawandel einfach eine Wahnsinnsituation darstellt. Wir benötigen massive Forschung und Technologieentwicklung, um mit weniger Einsatz von Ressourcen stabile und bessere Lösungen zu finden. Das wird mit „Kommando zurück“ nicht klappen. Da brauchen wir die besten Entwicklungen und wir sollten sie gemeinsam mit den Behörden finden.

Landwirtschaft sollte sich an Innovationsdiskurs beteiligen

Wir müssen mehr Augenmerk darauf legen, darüber zu diskutieren, wie das funktionieren könnte. Überlassen wir dieses Thema nämlich anderen, verlieren wir es. Das ist nicht Aufgabe des Ministeriums oder der Kammer, sondern von uns allen gemeinsam – eben auch mit jenen neuen Möglichkeiten, die sich uns bieten. Deshalb ist es wichtig, dass moderne Technologie auch Transparenz zulässt. Im Lebensmittelhandel haben wir diese Auswahl, da kann ich im Wesentlichen sagen: Das kaufe ich, weil da ist dies und jenes drin und das stammt von hier oder dort. Dies gilt jedoch nur für ein Drittel des Marktes, zwei Drittel laufen auf der anonymen Seite. Wir brauchen mehr Information! Dieses starke politische Thema ist nicht bloß mit Selbstversorgung abzudecken. Dennoch geht es in die Richtung, dass wir wissen, was wir tun, dass wir wissen, was wir konsumieren, um eine aktive Auswahl zu treffen.

„Die moderne Technologie lässt heute Transparenz zu und diese Transparenz wird bald auch ein Thema in der Lebensmittelkette sein.“



Andreas Steidl
Geschäftsführer von Ja! Natürlich

Vielfalt ist auch ein Risikoausgleich

Generell ist es so, dass der Handel verschiedene Kunden bedient, weshalb man hier von Marktsegmentierung spricht. Betrachte ich das aus der Warte von Ja! Natürlich, so haben wir eine bestimmte Kundengruppe, die uns die Latte sehr hoch legt – und die versuchen wir auch entsprechend zu erfüllen.

Was die Herkunft betrifft, bedeutet das primär ein Commitment dem Produzenten gegenüber, denn wenn ich etwas Spezielles möchte, das vielleicht sogar über die Bio-Verordnung hinausgeht und mehr oder weniger laufend verfügbar ist, dann muss ich mich schon vorher dazu bekennen. Sprich Liefer- und Abnahmeverpflichtung für beide Seiten, der Landwirtschaft sowie uns als Mittler zum Kunden hin. Und eben daraus leite ich diese Bindung an die österreichische Herkunft ab – nicht aus Chauvinismus heraus, sondern schlicht, um einen ganz bestimmten, gewollten Standard durch ein hohes Maß an Verbindlichkeit und Sicherheit erfolgreich umsetzen zu können. Das bindet uns.

Transport kann besseren ökologischen Fußabdruck haben als Glashaus

Selbstverständlich beziehen wir auch Produkte aus dem Ausland, wenn dies bestimmte, etwa klimatische Bedingungen verlangen. Zum Beispiel erachten wir es einfach nicht als sinnvoll, dass wir in Österreich Gemüse produzieren, auch wenn es im Winter Glashäuser mit Tiefenbohrung und ähnliches gibt. Da ist es für Ja! Natürlich gescheiter, dieses Gemüse in Sizilien zu produzieren. 75 bis 80 Prozent des Wärmebedarfs in den heimischen Glashäusern resultiert von der Abwärme der Beleuchtung und rührt somit größtenteils nicht von der Tiefenbohrung her. Dadurch hat der Transit, also der LKW, der das Gemüse zu uns bringt, sogar einen besseren ökologischen Footprint als das Beheizen und Beleuchten von Glashäusern. Das gilt es aber auch, dem Kunden zu erklären. Normalerweise stammen unsere Produkte aus Österreich, macht dies jedoch keinen Sinn, wie eben bei einzelnen Gemüsen, Orangen oder Kaffee, suchen wir weltweit nach den bestmöglichen Alternativen. Konkret kommt das Sortiment von Ja! Natürlich zu 80 Prozent aus Österreich, bei Obst und Gemüse liegt der aus dem Ausland bezogene Anteil der Gesamtmenge bei circa zehn Prozentpunkten, die übrigen zehn Prozent setzen sich aus Kaffee, Reis et cetera zusammen.

Einseitigkeit vermeiden und Risiko minimieren

Wir tragen mit unseren Äußerungen und unseren Produktpaletten bewusst dazu bei, dass sich am Markt etwas in eine bestimmte Richtung hin entwickelt. Dabei gelingt uns manches gut, anderes vielleicht weniger. Eine Diskussion rein über die Produktherkunft zu führen, finde ich aber generell für nicht ausreichend. Für uns gilt: Je mehr Kulturen wir in Österreich produzieren und vermarkten, desto größer ist auch die Vielfalt der landwirtschaftlichen Produktionen. Wir versuchen Einseitigkeit zu vermeiden. Aktuell kann z.B. in Deutschland und Österreich gerade die Rapsblüte beobachtet werden. Durch die unübersehbare gelbe Farbe der Blühflächen ist die hohe Produktionsdichte zu erkennen. Damit steigt natürlich das Krankheits- und Schädlingsrisiko, weshalb man oft mit Pflanzenschutzmitteln gegenzusteuern sucht. Je vielschichtiger die Produktion in einer Region ist, desto größer ist letztendlich auch der Risikoausgleich und desto mehr Möglichkeiten habe ich über Fruchfolgen und durch präventive Maßnahmen solche Szenarien in den Griff zu bekommen.

Billig kann oft sehr teuer sein

Damit möchte ich jedoch nicht den internationalen Handel unterbinden. Wir bekennen uns klar zu Europa und exportieren auch viele Güter, denn man muss berücksichtigen, dass wir bei bestimmten klimatischen Gegebenheiten auch Vorteile im Wettbewerb haben. Milch- und Rinderwirtschaft zum Beispiel leben auch vom Export, weil die Bedingungen hier bessere sind. Das heißt aber keineswegs, dass wir nur noch auf diese Produktionen setzen sollten, denn das wäre enorm kontraproduktiv. Ich möchte mit dem Hinweis auf die Fruchtfolge jetzt keine große Diskussion los-treten. Die Angelegenheit ist viel komplexer, wobei der Preis natürlich stets eine gewichtige Rolle im Anbauverhalten der Landwirte spielt; zentral sind Sortenwahl und Saatgutqualität sowie die jeweilige Anbau- und Produktionsverfahren. Ich bin ein Befürworter der Verwendung von Originalsaatgut, zumindest sollte aber eine Gebrauchswertprüfung stattfinden.

Wer sind konkret die Kunden? Die sehen wir nicht allein im Lebensmittelhandel, auch der Betriebsmittelkauf der Landwirte ist mitunter so bestimmt, dass teils extrem billig eingekauft wird. Jedoch ist gerade dort billig oft teuer, wenn z. B. die Qualität der Futtermittel nicht stimmt. Es besteht auch ein großer Unterschied in den Ansprüchen der Bauern bzgl. der Qualität der Betriebsmittel. So wie bei den Bauern haben wir in unseren Geschäften unterschiedliche Kundengruppen zu bedienen. Das beflügelt den Qualitäts- und den Preiskampf. Dabei geht es sehr wohl um große Kundengruppen, die extrem preissensibel sind, wozu mitunter eben die Bauern gehören, denn auch sie kaufen Lebensmittel ein.

Uns geht es primär darum, die Kunden ins Geschäft zu bekommen. Deshalb gibt es neben der Preisorientierung auf der anderen Seite Konzepte für andere Kunden, die den Qualitätsaspekt stärker betonen. Wir warten nicht mit Patentlösungen auf, denn es ist immer eine Differenzierung erforderlich, so wie man auch in der Diskussion mit der Landwirtschaft sehr differenziert vorgehen sollte.

„Je vielschichtiger die Produktion in einer Region ist, desto größer ist letztendlich auch der Risikoausgleich und desto mehr Möglichkeiten habe ich durch präventive Maßnahmen.“



Ernst Karpfinger
Obmann Die Rübenbauern

„Ja, wir lügen uns selbst in die Tasche!“

Den Zuckerrübenbauern geht es momentan sehr schlecht. Die Wahrheit sieht so aus, dass ein Viertel der Produktion 2018 verloren ist, sprich rund 10.000 Hektar. Hier wird auch nicht mehr angebaut. Das wird sich nächstes Jahr wohl ähnlich verhalten, weil viele Landwirte sich das Risiko, ohne Neonicotinoide noch einmal Rüben anzubauen, nicht mehr antun. Die Gefahr wieder ein- oder zweimal nachzubauen, ist schlicht zu groß. Und die Bio-Zuckerrüben, die ja ein Vorzeigeprojekt von uns waren, das gemeinsam mit der Agrana ins Leben gerufen wurde, sind ebenfalls exorbitant gescheitert, denn dort sind gleich drei Viertel der Flächen weggefallen. Mit Ach und Krach haben wir also 1.700 Hektar geschafft, obwohl die Agrana einen guten Zuckerpreis beziehungsweise Rübenpreis zahlt. Eigentlich wollten wir 2.500 haben und von den 1.700 sind nun 1.100 unwiederbringlich weg, der Rest liegt in der Schwebe. Dabei geht es nicht nur um den Rüsselkäfer, sondern auch um den Erdflöhe und andere Schädlinge.

Ohne Neonics haben wir praktisch nur noch „Impfverweigerer“

Die Bio-Sparte ist deshalb besonders stark betroffen, weil auf Bio-Flächen natürlich keine Neonicotinoide oder andere künstliche Insektizide verwendet werden dürfen. Andere Pflanzenschutzmittel sind ja erlaubt, anscheinend wirken die aber nicht wie erhofft. Dies birgt ein gewisses Risiko, weswegen ja auch der Preis höher ist, denn der muss hier abgegolten werden. Das würde er auch, doch je mehr Bio-Rüben wir haben, desto größer werden die potenziellen Vermehrungsflächen für Käfer und Schädlinge, die schon jetzt auf

die behandelten Rüben umschlagen. Ich möchte in keinsten Weise auf die Biobauern losgehen, die dürfen diese Produkte schlicht nicht verwenden, dennoch sind sie in gewisser Weise „Impfverweigerer“, aufgrund derer man eine Krankheit nicht wegbringt. Wir haben einen hohen Anteil von Bio-Rüben und darum ist dieses Rüsselkäferthema in Österreich auch so dramatisch. In anderen Ländern beginnt es übrigens auch schon so, wie es bei uns vor acht, zehn Jahren angefangen hat – und ohne Neonics haben wir praktisch nur noch „Impfverweigerer“.

Man muss sehen, wohin das führt, nur wird Eigenversorgung dann zur schönen Illusion, die es so in der Realität nicht mehr gibt. Unser großes Problem liegt in der Öffentlichkeitsarbeit: Wir weisen auf all dies hin, dringen damit aber einfach nicht durch. Aus Sicht des Konsumenten gibt es ja auch keinen Schaden, da immer genug Zucker bei Billa, Spar et cetera verfügbar ist. Ich habe mit meinem Betrieb neun Hektar Rüben angebaut, von denen später keine einzige mehr stand. Jetzt habe ich noch einmal angebaut, wobei die aufkommenden Rüben im Trockenen liegen und auch die Käfer schon wieder parat stehen. Sollte der Käfer abermals meine Rüben vernichten, hat es aufgrund der fortgeschrittenen Zeit ackerbaulich keinen Sinn mehr, nochmals Rüben anzubauen. Ich müsste dann z. B. auf Soja ausweichen. Dann wäre ich wohl der erste Rübenpräsident ohne eigene Rüben.

Obwohl Rübe nicht blüht, wurde über uns drübergefahren

Vielleicht steige ich sogar in Zukunft auf Bio um, dann wäre ich wenigstens der Gute, der versucht, irgendwie über die Runden zu kommen. Denn jetzt, obwohl die Rübe nicht blüht, ist man trotzdem über uns drübergefahren in puncto Neonics.

Allmählich entsteht jedoch ein bisschen Gegenwind und damit auch ein neues Bild der NGOs. In der ganzen Debatte geht es vor allem um Geld und Angst-mache. Allerdings wollen NGOs nicht in die Verpflichtung beziehungsweise in die Verantwortung genommen werden, wenn sie uns Bienenkiller nennen. Bezeichnen wir sie hingegen als Jobkiller, so werden sie nervös, das wollen sie nicht. Und sollte es uns tatsächlich gelingen, die öffentliche Meinung in die richtige Richtung zu drehen, dann sehe ich auch wieder Chancen für unsere Zukunft. Für die Rübe ist es zu spät, aber es gibt ja noch Kartoffelbauern, Zwiebelbauern et cetera. Geben wir auch sie alle auf, so ist es um die Eigenversorgung tatsächlich geschehen. Das ist das Problem, dem es sich entgegensustellen gilt.

Wir kommen mit der Wahrheit nicht durch

Noch ein paar Worte zur Fruchtfolge – ein Argument, das NGOs gerne mit geringerem Schädlingsbefall in Verbindung bringen. Hätte man Fruchtfolge, so könnte man nicht immer Zuckerrüben anbauen. Es ist vertraglich festgelegt, dass wir mindestens vier oder fünf Jahre Abstand haben. Das läuft seit mindestens 50 Jahren so, aber alle glauben, wir bauen nur Zuckerrüben und andere Monokulturen an. Und selbst wenn das völliger Unsinn ist, wird es von der Öffentlichkeit geglaubt, das ist das Problem. Wir kommen mit der Wahrheit nicht durch, weshalb sie leider uninteressant wird. Aber wir Landwirte wissen, was zu tun ist. Sobald ich aber etwas sage, gelte ich als Lobbyist, denn ich bin ja Rübenbauern-Vertreter. Die Bauern tragen die Schuld, das ist die einfache Botschaft, die da vermittelt wird. Und es ist für uns sehr schwierig, die Wahrheit zu verbreiten, da wir schlicht nicht gehört werden.

Und in Bezug auf das heutige Thema: Ja, wir lügen uns selbst in die Tasche, nicht nur in Sachen Selbstversorgung. Wenn Herr Mandel, Chef der Erwerbsimker, seine Bio-Honigbienen-Stöcke neben konventionellen Rapsfeldern aufstellt, werden sie trotzdem als Bio-Honig verkauft. So etwas geht in Österreich, doch dieses Thema will niemand aufgreifen. Wenn also behauptet wird, wir könnten uns rein biologisch ernähren, dann frage ich mich, warum Herr Mandel dann nicht einmal seine eigenen Bienen biologisch ernähren kann? Die Antwort lautet: Es gibt kaum biologische Rapsfelder. Und neben die wenigen existierenden Felder stellen Imker deshalb keine Stöcke, weil biologische Rapsfelder schädlingsbedingt meist erst gar nicht zur Blüte gelangen. Doch diese vielen Wahrheiten will einfach niemand hören.

Meine Botschaft lautet: Hören wir auf uns gegenseitig anzulügen und reden wir darüber, wie es wirklich ist. Nehmen wir uns die Zeit und diskutieren wir das gemeinsam durch.

„Je mehr Bio-Rüben wir haben, desto größer werden die potenziellen Vermehrungsflächen für Käfer und Schädlinge, die schon jetzt auf die behandelten Rüben umschlagen.“

Kontakt

IndustrieGruppe Pflanzenschutz

Wiedner Hauptstraße 63

1040 Wien

Tel.: +43 5 90 900-3373

office@igpflanzenschutz.at

igpflanzenschutz.at

